

Feminisierung von Männlichkeit

Eine Vorgeschichte der aktuellen *Manosphere*-Debatte

Als *Manosphere* wird eine antifeministische, meist rechtsextreme Bewegung verstanden, die sich gegen die angebliche Dominanz feministischer Positionen in Politik und Gesellschaft richtet.¹ Sie unterstellt, dass das, was 'den' Mann ausmache, eine männliche Identität, durch die Herrschaft des Weiblichen in der westlichen Welt bedroht sei. In den modernen westlichen Gesellschaften werde der Mann diskriminiert. Diese als extrem geltende politische Bewegung (mit ihren zahlreichen Teilgruppierungen) gegen die angebliche Vorherrschaft von als weiblich geltenden Wertvorstellungen und Verhaltensweisen wird teilweise gestützt durch Stellungnahmen aus der sog. politischen Mitte, die sich kritisch gegenüber als feministisch geltenden Tendenzen äußern wie etwa zu *wokeness*, zum *Gendern*, zu Nivellierung oder gar Infragestellung der Kategorie Geschlecht (*sex*).²

Freilich haben wir es auf feministischer Seite mit zwei widersprüchlichen Ansätzen und Zielsetzungen zu tun: Einerseits wird das Denken in Kategorien von 'männlich' und 'weiblich' in Frage gestellt und die Zweigeschlechtlichkeit als bloßes soziales Konstrukt abgetan, andererseits bildet die Vorstellung von der Zweigeschlechtlichkeit die Grundlage für politisches und ökonomisches Handeln, indem etwa für eine Frauenquote bei der Erstellung von Wahllisten plädiert oder bei Stellenbesetzungen an Universitäten das weibliche Geschlecht bevorzugt wird. Die immense Zahl an Frauenbeauftragten und Gleichstellungsbeauftragten in städtischen, staatlichen und universitären Institutionen hat die Frage aufkommen lassen, ob sich nun etwa Männer diskriminiert fühlen (müssen).³ "Untersuchungen zeigen, dass das Diskriminierungsempfinden bei Männern in der Normalbevölkerung zunimmt." Im Hinblick auf Tendenzen in den USA heisst es: "Feldexperimente zeigen, dass Männer mittlerweile bei Bewerbungen seltener eine Einladung erhalten als Frauen. Es kommt auch vor, dass Männer sich gar nicht erst bewerben, weil sie die Quotenmerkmale nicht erfüllen. Daraus entstehen Frust und manchmal sogar ein gewisser Frauenhass".⁴

Eine Benachteiligung des männlichen Geschlechts kann auch für den Schulbereich konstatiert werden. In Tageszeitungen, Magazinen und sozialpolitischen Beiträgen wird seit mindestens zehn Jahren eine gewisse Unsicherheit der männlichen Jugend hinsichtlich der Ausbildung ihrer Identität konstatiert. Trotz der die Geschlechterdichotomie in Frage stellenden Tendenzen in der Gegenwart werden beispielsweise Überlegungen darüber angestellt, inwieweit der außerordentlich hohe Anteil an weiblichen Lehrkräften in Grundschulen und weiterführenden Schulen möglicherweise die Ausbildung männlicher Selbstbilder behindert. Inmitten der Gesellschaft wird die Frage virulent, an welchen Leitbildern sich männliche Heranwachsende orientieren können und sollen, wenn das Weibliche/Feminine zur Norm erhoben wird oder Geschlechtsunterschiede schlicht bestritten werden..

Als beispielhaft kann der Inhalt eines Leserbriefes in der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" (Ausgabe vom 6. Juni 2026, Seite 7) gelten, der die "Diskriminierung von Jungen" beklagt. Eine "zunehmend feminisierte Pädagogik" versuche, erkennbare Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen gleichsam "wegzuerziehen". Die bildungspolitische Ignorierung bzw. das Bestreiten geschlechtsspezifischer Unterschiede bei Jugendlichen führe zu problematischen Entwicklungen von Jungen. Damit einher gehe "ein Klima, in dem männliche Eigenschaften zunehmend unter Generalverdacht geraten". Dies werde gespiegelt in dem Begriff der 'toxischen Männlichkeit'. Angesichts dieser "ideologisch motivierten Diskriminierung von Jungen" solle man sich "über Frustration, Entfremdung und politische Radikalisierung eines Teils junger Männer nicht wundern".

Ob nun in Schule, am Arbeitsmarkt, in den öffentlichen Medien, in sozialen oder universitären Förderprogrammen: Die lange Zeit selbstverständliche Dominanz des Männlichen bzw. der Männlichkeit sieht sich einer doppelten 'Bedrohung' ausgesetzt: a. der Auffassung, es gebe keine durch die Natur bedingten geschlechtsspezifischen Merkmale; es handle sich hierbei um soziale Konstrukte; b. die lange Zeit unbestrittene Superiorität und Privilegierung der Männer sieht sich einer politischen Agenda gegenüber, die die Chancen von Frauen zu mehr Selbstverwirklichung und zu größerer Einflussnahme in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft erhöhen möchte. Damit einher geht das wachsende Prestige von Einstellungen und Verhaltensweisen, die als frauenfreundlich gelten (u.a. *wokeness*, *Gendern*, Kritik an heteronormativem Denken). Diese Tendenz

¹ Vgl. den 'Manosphere'-Artikel in Wikipedia vom 27. Mai 2026.

² So wurde etwa in einer Modeschau der Designerin Simone Rocha auf dem Pitti Uomo in Florenz (Juni 2026) auf eine klare modische Geschlechtertrennung verzichtet.

³ Katja Rost, Gleichberechtigung statt gleiche Lebensläufe: Forschung & Lehre. [Mitteilungen des Deutschen Hochschulverbands] 33 (2026), Heft 6, S. 8-11.

⁴ Rost, ebd., S. 10.

wiederum provoziert eine Gegentendenz: das Beharren auf einer angeblich traditionellen bzw. naturgegebenen Dominanz des genuin Männlichen.

Wie aber steht es um die historische Verortung dieser aktuellen Debatte? Die heutige Diskussion um die Bedrohung männlicher Identität vermittelt den Eindruck, vor dem angeblichen Siegeszug des Weiblichen ab Ende des 20. Jahrhunderts sei das, was als männlich gegolten habe, nie problematisiert worden. Es habe ein allseits akzeptiertes Männlichkeitsideal existiert, das zugleich die Dominanz des Männlichen in der sozialen Realität gespiegelt habe. Und: Männlichkeit und Weiblichkeit hätten schon immer als klar abgrenzbare Geschlechterentwürfe gegolten. Doch die Geschichte der Diskurse darüber, was männlich sei, lehrt etwas anderes. Die Beschreibungen von 'männlich' und 'Männlichkeit' erweisen sich in bestimmten soziokulturellen Kontexten und in bestimmten Phasen der Geschichte als eine Art von 'Kipp-Phänomen': Dem idealen männlichen Verhalten wurden weibliche Merkmale eingefügt, so dass die Grenzen zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit zu zerfließen drohten. Eine Feminisierung des Männlichen kennt also auch die Vormoderne. Daran schließen meine Fragen an: In welchen Diskursen, in welchen sozialen Kontexten und welchen kulturellen Trends begegnen wir einer Feminisierung des Männlichen? Wie wurde früher auf solche Tendenzen reagiert?

Eine fraglose und stabile Bestimmung von Männlichkeit konnte es in der Vergangenheit schon deshalb nicht geben, weil in der Geschlechtergeschichte immer wieder konkurrierende Männerbilder begegnen.⁵ Die heutige Debatte um die Identität(en) des Männlichen besitzt eine Vorgeschichte.⁶

In den Kulturwissenschaften wurde und wird immer wieder betont, wie sehr die Berücksichtigung der Kategorie 'Geschlecht' unser Geschichtsbild verändert habe.⁷ In den 1970er Jahren ist im Rahmen der Frauengeschichte sogar die These aufgestellt worden, die Geschichte von Männern und Frauen sei nicht parallel verlaufen. Mit Blick auf die traditionellen Epochenentwürfe 'Reformation' und 'Renaissance' wurde die Frage formuliert, ob sich in dieser angeblich wichtigen Zeitenwende auch die Situation der Frauen verbessert habe. Haben die Frauen auch eine Renaissance gehabt, wurde gefragt.⁸ Es wurde für möglich gehalten, dass die Renaissance für die Frauen nicht dieselbe epochengeschichtliche Relevanz besessen habe wie für die Männer. In all diesen Überlegungen wurden Männer und Frauen wie selbstverständlich als zwei klar abgrenzbare Lebens- und Diskursbereiche begriffen.

Die dort angedachte Aufspaltung der Geschichte in eine Frauen- und eine Männergeschichte lässt sich anhand eines Teilbereichs problematisieren: Kann in den Geschlechterdiskursen von der Antike bis in die Moderne auch im Bereich der *Emotionen* eine klare Geschlechterdichotomie nachgewiesen werden?⁹ Können sich die Vertreter der *Manosphere* auf eine strikte jahrhundertealte Kontrastierung von Weiblichkeit und Männlichkeit im Bereich des Emotionalen berufen? Zeichnet sich Männlichkeit durch eine andere Art von Emotionalität aus als diejenige, die dem weiblichen Geschlecht idealtypisch zugeschrieben wurde? Wird die unterschiedliche Geschichte der beiden Geschlechter also bestätigt durch eine geschlechtsspezifisch strukturierte Emotionsgeschichte?

Diese Fragen scheinen sich freilich dadurch erledigt zu haben, dass sich seit den 1990er Jahren neben der Frauengeschichte, die bis heute ihre Anhänger(innen) hat, eine Geschlechtergeschichte etabliert hat, die Frauen und Männern keine separaten Geschichten mehr zuweist, sondern deren Verflochtenheit betont.¹⁰ Demnach geht

⁵ So bietet etwa Händels Oper 'Agrippina' ein breites Spektrum von Männlichkeiten, ohne dass ein bestimmter Typ eindeutig favorisiert worden wäre. Bezeichnenderweise sind dort besonders hinsichtlich der Mode die Geschlechtergrenzen fluide. Vgl. jetzt die Ausstellung "Mannsbilder. Too hot to Händel?" im Händel-Haus in Halle (29. Mai 2026 bis 17. Oktober 2027).

⁶ Die folgende Darstellung basiert - mit Erlaubnis des Vandenhoeck & Ruprecht Verlags (8. Mai 2026) - auf einem Kapitel meiner Monographie "Haben Gefühle eine Geschichte?" (Göttingen 2015, S. 909-965). Doch ist die dortige Darstellung an zahlreichen Stellen auf die jetzige Fragestellung zugespißt worden.

⁷ Die Geschichte der kulturwissenschaftlichen Relationierungen von *sex* und *gender* muss hier nicht nachgezeichnet werden. Heute sieht man sich einer Vielfalt kontroverser (politischer, medizinischer, arbeitsrechtlicher) Inanspruchnahmen des Geschlechtskörpers gegenüber. Für eine semantische Nivellierung von *sex*, *Geschlecht* und *gender* plädiert Bock, Geschlechtergeschichten der Neuzeit (2014), S. 52-55. Dass die Kategorie Geschlecht "ein innerhalb des Geschlechterdispositivs kulturell hervorgebrachtes Phänomen [sei], das die Basis des symbolischen Systems der Zweigeschlechtlichkeit darstell[e]", versucht zu zeigen Andrea Dorothea Bührmann, Die Normalisierung der Geschlechter in Geschlechterdispositiven, in: Hannelore Bublitz (Hg.), Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz, Frankfurt/New York 1998, S. 71-94. Dass Bührmann ihre Darstellung der "historischen Konkretionen des Geschlechterdispositivs" wie selbstverständlich auf den Thesen Laqueurs aufbaut (S. 85f.), mindert den Wert ihrer Ausführungen erheblich (zu Laqueur unten Abschnitte 4 und 5).

⁸ Joan Kelly-Gadol, Did women have a renaissance?, in: Renate Bridenthal u.a. (Hgg.), Becoming visible women in European history, Boston u.a. 1977, S. 137-164. Kelly-Gadol meinte u.a., die Freiheit der Frauen sei im 15./16. Jh. gegenüber dem Mittelalter eingeschränkt worden. Doch Kelly-Gadols Annahme von einer (auch sexuellen) Freiheit der mittelalterlichen adligen Frauen verdankt sich einer fragwürdigen Quellenbasis: der sog. höfischen Minnetheorie. Zur Kritik an der heute noch verbreiteten Vorstellung von der Verherrlichung des Ehebruchs in der sog. höfischen Liebe vgl. Schnell, Causa amoris (1985), S. 80-126.

⁹ Dass Frauen in vielen Lebensbereichen einer stärkeren Fremd- und Selbstkontrolle unterworfen waren als Männer, lässt sich kaum bestreiten.

¹⁰ Vgl. etwa Thomas Späth, Männlichkeit und Weiblichkeit bei Tacitus. Zur Konstruktion der Geschlechter in der römischen Kaiserzeit (Geschichte und Geschlechter 9), Frankfurt/New York 1994; Schnell, Frauendiskurs, Männerdiskurs, Ehediskurs

es in der Geschlechterforschung nicht um Frauen einerseits und Männer andererseits, sondern um die Beziehungen zwischen den Geschlechtern.¹¹ Doch sieht sich die solchermaßen operierende Geschlechtergeschichte einer doppelten Konkurrenz ausgesetzt. Neben und als Gegenpart zur Frauenforschung, die sich weiterhin ausschließlich mit der Geschichte von Frauen befasst, ist in den 1990er Jahren eine Männerforschung angestoßen worden,¹² die großenteils Aspekte des Mann-Seins bzw. des Mann-Werdens in den Blick nimmt,¹³ so dass man heutzutage den Eindruck gewinnen kann, Geschlechtergeschichte spalte sich eben doch (wieder) in eine Frauen- und in eine Männergeschichte auf, und zwar im Hinblick auf die Autor(inn)en sowie auf den Forschungsgegenstand.¹⁴ Dennoch hat sich zumindest auf der Theorieebene die Einsicht weitgehend durchgesetzt, dass die Geschichte der Frauen nicht (mehr) ohne die Geschichte der Männer und vice versa zu verstehen sei.

Die Fixierung auf die Zweigeschlechtlichkeit - sei es dass die beiden Geschlechter separat oder als interdependent betrachtet werden - sieht sich freilich durch zwei Forschungsansätze überholt: 1. In den sog. Queer Studies werden Zweigeschlechtlichkeit und überhaupt das Denken in heteronormativen Kategorien abgelehnt und für eine 'Verflüssigung' der Geschlechtergrenzen plädiert.¹⁵ 2. Für die Identitätsbildung eines Menschen sei nicht nur das Geschlecht, sondern auch die Zugehörigkeit zu einer Klasse, Rasse, Ethnizität, Nation (und Religion) oder anderen sozialen Figurationen entscheidend. Ungeklärt ist, wie sich diese verschiedenen Faktoren im Prozess der Identitätsbildung verschränken. Somit erweist sich die von mir ins Auge gefasste Relationierung von Emotionsgeschichte und (Zwei-)Geschlechtergeschichte eigentlich als rückständig, weil sie einen Diskurs des 19. und 20. Jahrhunderts fortsetzt, in dem Emotionen an das jeweilige Geschlecht gekoppelt wurden. Die Frage nach der Relation von Geschlecht (Zweigeschlechtlichkeit) und Emotion scheint einer Debatte verpflichtet zu sein, der inzwischen die Grundlagen entzogen sind: durch die *queer*-Bewegung, durch die Angleichung der Geschlechter in Arbeitswelt und Rechtsprechung, schließlich durch die Theoriediskussion über die Rolle von Rasse und Klasse für das Selbstverständnis der Menschen.

Meines Erachtens rechtfertigen jedoch drei Umstände, die Kategorie Geschlecht (*sex* und *gender*) dennoch als bedeutsamen Parameter für unseren Frageansatz zu berücksichtigen und die Frage nach der Relation von Emotion und Geschlecht zumindest in einer historisch ausgerichteten Studie ernst zu nehmen: (a) Der historische Befund erfordert dies. Da vor dem 21. Jahrhundert zahlreiche *Diskurse* die Relation von Geschlecht (*sex* und *gender*) und Emotion zum Thema gemacht haben, ist diese Diskussion nachzuzeichnen. (b) Die Gegenwart erfordert es. Trotz aller Abgesänge auf das Geschlecht als wirksame gesellschaftliche 'Institution' muss anerkannt werden, dass dem Geschlecht (*sex*) in den *sozialen Interaktionen* und bei der Identitätsbildung nach

(1998); Trepp, Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit (1996); Habermas, Frauen und Männer des Bürgertums (2000).

¹¹ Zum Verhältnis von Frauen-, Männer- und Geschlechtergeschichte Rebecca Habermas, Geschlechtergeschichte und "anthropology of gender". Geschichte einer Begegnung: Historische Anthropologie 1 (1993) 485-509; Rosenhaft, Zwei Geschlechter - eine Geschichte? (1996); Schnell, Geschlechtergeschichte, Diskursgeschichte (1998); Erhart, Das zweite Geschlecht (2005), bes. S. 156-159; Bock, Geschlechtergeschichten der Neuzeit (2014), S. 21-43.

¹² Stephan, Im toten Winkel (2003). Eine äußerst knappe, aber informative Skizze zur Geschichte, zu Erkenntnissen und den Aufgaben der Männerforschung bietet Connell, Die Wissenschaft von der Männlichkeit (2000). Umfassend angelegt ist der differenziert informierende Forschungsbericht von Erhart, Das zweite Geschlecht (2005).

¹³ Aus der überbordenden Zahl einschlägiger Arbeiten können nur einige Titel genannt werden: Gilmore, Manhood in the making (1990); Berger (Hg.), Constructing masculinity (1995); Kestner, Masculinities in Victorian painting (1995); Breitenberg, Anxious masculinity in early modern England (1996); Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie, hg. BauSteine Männer, Berlin/Hamburg 1996 (enthält nur Aufsätze von Männern zur Männergeschichte); Kühne (Hg.), Männergeschichte - Geschlechtergeschichte (1996) (entgegen dem Titel nur Beiträge zur Männergeschichte, die je zur Hälfte von weiblichen und von männlichen Autoren stammen); Dinges (Hg.), Hausväter, Priester, Kastraten (1998) (die Beiträge sind je zur Hälfte von weiblichen und von männlichen Autoren verfasst); Connell, Der gemachte Mann (1999); Bosse/King (Hgg.), Männlichkeitsentwürfe (2000) (männliche und weibliche Beiträger); Schmale, Geschichte der Männlichkeit (2003); Karras, From boys to men (2003); Hafner, Maskulinität in der höfischen Erzählliteratur (2004); Conway, Behold the man (2008); Karant-Nunn/Scott (Hgg.), Masculinity in the Reformation era (2008); Clark, Between medieval men (2009); Borutta/ Verheyen (Hgg.), Die Präsenz der Gefühle (2010). Dazu kommen zahllose Arbeiten zu männlicher Homosexualität.

¹⁴ Die rasant wachsende Zahl der Publikationen zur Männergeschichte, zu Männerbildern und zu Männlichkeiten lässt erkennen, dass sich (seit den 2000er Jahren auch in Deutschland) Männer vor allem mit Männerforschung befassen (zuvor gehörte Männergeschichte in Deutschland zum feministischen Projekt Geschlechtergeschichte, meint Rosenhaft, Zwei Geschlechter - eine Geschichte [1996], S. 261). Neben die früheren 'Women's Studies' sind die 'Men's Studies' getreten, die beiderseits mit den 'Gender Studies' konkurrieren. Vgl. zu dieser Problematik Mechtild Bereswill u.a., Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung, in: Bereswill u.a. (Hgg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit, München 2007, S. 7-21, bes. S. 7f. Schabert, Englische Literaturgeschichte (1997), vereinigt Frauen- und Männergeschichte, indem sie abwechselnd Kapitel zu männer- und frauenspezifischen Aspekten präsentiert. In dem Sammelband von Christiane Eifert u.a. (Hgg.), Was sind Frauen? Was sind Männer?, Frankfurt a.M. 1996, stehen Aufsätze zur Frauen- und Männergeschichte nebeneinander.

¹⁵ Zu den argumentativen Brüchen dieser 'Theorie' und zu den Unzulänglichkeiten ihrer literaturwissenschaftlichen Praxis vgl. Schnell, Queer Theory. Eine Theorie? Beobachtungen eines Mediävisten: Poetica 44 (2012) 267-288; Schnell, Der queer turn in der Mediävistik. Ein kritisches Resümee: Archiv für Kulturgeschichte 95 (2013) 31-68.

wie vor eine große Bedeutung zukommt.¹⁶ (c) Das Bemühen um eine Verortung der Gegenwart in der Geschichte erfordert es. Nur ein *Vergleich* der gegenwärtigen Realitäten und Projektionen mit historischen Relationierungen von Geschlecht und Emotion kann uns helfen zu verstehen, wo 'wir' - d.h. all die zahlreichen konkurrierenden Entwürfe von Geschlechtsidentität - heute stehen.

1. Geschlechterdifferenz - Geschlechterdifferenzierung

Um keine Missverständnisse hinsichtlich meiner Ausführungen zur Relationierung von Geschlechtskörper und Geschlechtszuschreibungen aufkommen zu lassen, werde ich den Terminus *Geschlechtsidentität* meiden. Denn er suggeriert, Identität verdanke sich allein der Geschlechtszugehörigkeit.¹⁷ Die Männer- wie die Frauenforschung hat - wie bereits erwähnt - in den letzten zwei Jahrzehnten zur Genüge zahlreiche andere Parameter herausgearbeitet, die an der Produktion von Identitäten mitwirken: Rasse, Klasse, Status, sexuelle Orientierung, Machtposition. Außerdem bedingen epochenspezifische (religiös, politisch, naturwissenschaftlich, ethisch begründete) Geschlechternormierungen die Erwartungen an Geschlechtsidentitäten und somit die Selbstwahrnehmungen von Individuen.¹⁸

Aus denselben Überlegungen heraus vermeide ich den Terminus *Geschlechterdifferenz* (er suggeriert eine 'reale', biologisch bedingte Differenz) und spreche stattdessen von *Geschlechterdifferenzierung*, um bewusst zu halten, dass wir es bei der Geschlechtergeschichte vor allem mit *Konstruktionen* von Geschlechterdifferenz zu tun haben.¹⁹

2. Emotionsforschung und Geschlechtergeschichte

In welchem Verhältnis stehen nun die solchermaßen begrenzte und präzierte Geschlechtergeschichte und die Emotionsgeschichte? Angesichts der heute noch weitverbreiteten Vorstellung von der unterschiedlichen emotionalen Disposition der beiden Geschlechter (Frauen agierten emotionaler, Männer rationaler; Frauen seien ängstlich, Männer mutig; usw.),²⁰ erstaunt es, dass *emotionsrelevante* Differenzen in zahlreichen *Geschlechtergeschichten* keine Erwähnung finden.²¹ Umgekehrt fehlt in *emotionsgeschichtlichen* Übersichten meist ein Hinweis auf die *Geschlechtergeschichte*.²² Geschlechtergeschichte und Emotionsgeschichte haben

¹⁶ Erhart, Das zweite Geschlecht (2005), bes. S. 166-169, spricht von einer "Beharrungstendenz".

¹⁷ Auch die Rede von 'Geschlechterrollen' kann zu ähnlichen Missverständnissen verleiten. Zur Problematisierung von *Geschlechtsidentität* und *Geschlechter-Rolle* vgl. Connell, Die Wissenschaft von der Männlichkeit (2000); ders., Making gendered people (1999), bes. S. 455-458. Einige Beiträge in dem Sammelband von Agneta H. Fischer (Hg.), Gender and emotion. Social psychological perspectives, Cambridge 2000, scheinen geschlechtsspezifisches emotionales Verhalten auf den Geschlechtskörper zu beziehen.

¹⁸ Ervin Goffman, Interaktion und Geschlecht, Frankfurt/New York 2011, versteht den Begriff der Geschlechtsklasse ("sex class") auch als rein soziologische Kategorie und arbeitet u.a. heraus, wie die beiden Geschlechtsklassen einer unterschiedlichen Sozialisierung unterworfen werden.

¹⁹ In der einschlägigen Forschung geraten die beiden Termini (*Geschlechterdifferenz* und *Geschlechterdifferenzierung*) oft durcheinander. So etwa bei Stahnisch, Über die neuronale Natur des Weiblichen (2005).

²⁰ Brandstätter u.a., Emotionen (2013), bes. S. 212ff. Freilich bedarf es der Differenzierung. Demzufolge umfasst Emotionalität "nicht mehr das ganze Spektrum der Emotionen, sondern nur noch die den Frauen zugewiesenen sanften und sensiblen". Newmark, Vernünftige Gefühle? (2010), S. 52. Newmarks Beobachtungen decken sich mit dem, was vormoderne Quellen über das Verhältnis von Gender und Emotion zu berichten wissen. Kirchliche mittelalterliche Institutionen (Klöster, Seelsorger, Prediger) fürchteten und prangerten an die Aggressivität und den Zorn der Männer, priesen andererseits die Sanftmut, die Frömmigkeit, die Mitleidsfähigkeit der Frauen. Offensichtlich haben wir es vom Mittelalter bis in die Moderne nicht mit einer generellen Distribuierung von Emotionen an das weibliche Geschlecht zu tun, sondern mit einer Polarisierung von 'harten' und 'weichen' Emotionen und mit deren unterschiedlichen Zuschreibung an die beiden Geschlechter. Dass im 19. Jh. "Gefühlsausbrüche der Wut, des Zorns und der Raserei [...] als maskulin" galten, konstatieren Borutta/Verheyen, Vulkanier und Choleriker? (2010), S. 12. "Emotionsdispositive wie Liebe oder Mitleid waren dagegen nach der Romantik zunehmend weiblich und - im Zuge der 'Feminisierung der Religion' - zudem religiös konnotiert" (ebd. S. 12). Meines Wissens bietet auch 'das' Mittelalter einige Belege für diese 'moderne' Tendenz (demnach seien Frauen empfänglicher für die christliche Botschaft; sie seien frömmere als die Männer; sie neigten eher zu Mildtätigkeit und Nächstenliebe als die Männer). Eine Zusammenarbeit von Neuzeitspezialisten und Mediävisten wäre dringend erwünscht.

²¹ Weder bei Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz, Geschichte der Männlichkeiten, Frankfurt/New York 2008, noch bei Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte (2010), wird den Emotionen Beachtung geschenkt. Meines Erachtens liegt dies u.a. daran, dass in beiden Publikationen das Thema Sexualität im Vordergrund steht und dabei Sexualität als losgelöst von Emotionalität thematisiert wird (anders Schnell, Sexualität und Emotionalität [2002]). Ähnliches lässt sich sagen zu Wolfgang Schmale, Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000), Wien 2003.

²² Peter N. Stearns, Anxious parents (2003), tangiert zwar Emotionales, kommt aber weitgehend ohne Geschlechterdifferenzierung aus. Fast keiner der von mir herangezogenen (und meistzitierten) geschichtswissenschaftlichen Forschungsberichte zur Emotionsgeschichte nennt genderrelevante Publikationen (vgl. oben Kap. V): weder Prevenier (2005) noch Deploige (2005), weder Przyrembel (2005) noch Frevert (2009), weder Nagy (2009) noch Hitzer (2011). Immerhin nennt Hitzer (2011) in ihrem Forschungsbericht, der so viele Gegenstandsbereiche vorstellt, die Geschlechtergeschichte unter den Forschungsfeldern, die sie nicht besprochen hat (S. 8).

noch nicht zueinander gefunden.²³ In der von Emotionshistorikern so oft zitierten Arbeit von Reddy, *The navigation of feeling* (2001), spielen Genderfragen so gut wie keine Rolle, obwohl Reddy immer wieder vom Leidensdruck der Menschen spricht, die sich mit dem "emotional regime" nicht arrangieren wollten.²⁴ Doch innerhalb der neueren historischen Emotionsforschung werden vereinzelt Versuche unternommen, Geschlechtergeschichte und Emotionsgeschichte miteinander zu verknüpfen. Trotz dieser aktuellen Bemühungen von *Emotionshistoriker(innen)* um eine Berücksichtigung *geschlechtsspezifischer* Aspekte sind wir von einer materialiter fundierten Integration von Emotions- und Geschlechtergeschichte noch weit entfernt.²⁵ Vor allem macht sich die separate Erforschung vormoderner und moderner Texte immer wieder nachteilig bemerkbar.²⁶ Zu Recht konstatiert Anne-Charlott Trepp (2002), dass "eine Geschichte der Geschlechterbeziehungen [...] ohne die Einbeziehung der Emotionen gar nicht geschrieben werden" könne.²⁷ Immerhin haben die Veränderungen der Rollenbilder von Mann und Frau in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts²⁸ dazu beigetragen, dass die Relation von Geschlecht und Emotion neu thematisiert wird.²⁹ Dabei ist es zur Nivellierung von als männlich und weiblich konnotierter Emotionalität gekommen. Als Ideal wurde eine androgyne Art des emotionalen Umgangs postuliert.³⁰ Doch diese Angleichung von Männlichkeit und Weiblichkeit vollzog sich nicht ohne kritische Kommentare. Männer, die (wie Frauen) auch Gefühle zeigten, wurden als 'feminin' oder gar als 'Softie' kritisiert.³¹

Damit sind wir den in der *Manosphere*-Debatte verhandelten Positionen schon recht nahe gekommen. Das heisst, diese Debatte adressiert ein Konfliktpotential, das der geschichtswissenschaftlichen Forschung zur Relation von Geschlecht und Emotion bekannt ist - und sie besitzt Vorläufer in den Geschlechterdiskursen des 19. und 20. Jahrhunderts.³²

²³ Dies konstatiert Trepp, *Gefühl oder kulturelle Konstruktion?* (2002), S. 93.

²⁴ Die *Emotionspsychologie* scheint erst seit Ende des 20. Jhs. einen konstruktivistischen Ansatz bei der Erforschung der Relation von Gender und Emotion zu praktizieren; dazu Shields, *Speaking from the heart* (2002), S. 12f.; vgl. auch Agneta H. Fischer (Hgg.), *Gender and emotion. Social psychological perspectives*, Cambridge 2000.

²⁵ Hilge Landweer u.a., *Einleitung. Gefühle: Feministische Studien* 26,1 (2008) 3-6, S. 4: "Denn die Frage nach der geschlechtlichen Codierung einzelner Affekte wie auch bestimmter Gefühlszustände, ja der Affektivität ganz allgemein bleibt in der bisherigen Forschung relativ unklar und ist noch näher zu untersuchen."

²⁶ Was Rosenwein, *Gender als Analysekategorie* (2008), S. 97f., über mediävistische einschlägige Studien zu berichten weiß, ist zwar dürrig, könnte aber moderne Geschlechterrelationierungen relativieren helfen. Die Studie von Müller-Oberhäuser, *Gender, Emotionen und Modelle der Verhaltensregulierung* (2002), ist insofern unbefriedigend als sie nach Art der traditionellen Frauengeschichte nur Ratgeberliteratur für das weibliche Geschlecht heranzieht.

²⁷ Trepp, *Gefühl oder kulturelle Konstruktion?* (2002), S. 86. Nach Christel Eckart, *Zur Einleitung* (2009), S. 10, "sind die emotionalen Distinktionen nach Geschlecht ein wesentlicher Teil der Geschlechterordnung jeder Gesellschaft". Im Werbetext zu diesem Buch heißt es: "Emotionen und Geschlecht sind reziprok codiert." Dass Genderstereotypen eng an Emotionszuschreibungen gekoppelt sind, konstatiert für die Gegenwart immer wieder Shields, *Speaking from the heart* (2002).

²⁸ Vgl. etwa Bosse/ King (Hgg.), *Männlichkeitsentwürfe* (2000); Cornelia Koppetsch/Günter Burkart, *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechternormen im Milieuvvergleich*, Konstanz 1999; Christel Eckart, *Zur Einleitung* (2009), S. 17f. Freilich hat man schon der Zeit um 1900 eine Krise der Männlichkeit bescheinigt; dazu Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 218f. Die Rede von der 'Krise der Männlichkeit' geht meist von einem monolithischen Begriff von 'Männlichkeit' aus, die dann in die Krise gerate. Demgegenüber wäre zu überlegen, ob nicht Männlichkeit per se von Krisen bedroht ist, weil patriarchalisch strukturierte Männlichkeit qua Machtstatus einen Anspruch impliziert, der immer wieder aufs Neue behauptet werden muss. Das den Männern zugeschriebene und von ihnen geforderte Verhalten (sie seien körperlich und moralisch stärker als die Frauen; Frauen neigten zur Lust und könnten sich weniger zügeln als Männer) setzte sie unter erheblichen Druck; vgl. Herrer, *Masculinity and Political Struggle in the Cities of the Crown of Castile* (2018) (zum 14. und 15. Jh.). Dies schließt nicht aus, dass die "Krisenhaftigkeit männlicher Identität" einem historischen Wandel unterliegt; vgl. dazu Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 173-175 u. 221f. (Zitat S. 222). Vgl. auch meine Bemerkungen unten Abschnitt I.

²⁹ Vgl. etwa Borutta/Verheyen, *Vulkanier und Choleriker?* (2010), bes. S. 19-22 u. 29-32.

³⁰ Vgl. schon Francesca M. Cancian, *The feminization of love: Signs* 11 (1986) 692-709. Cancian möchte die Polarisierung der Geschlechterrollen in (heterosexuellen) Liebesbeziehungen aufheben. Sie plädiert dafür, die "feminized conception of love" (es sei Zeichen von Liebe, über zärtliche Gefühle zu sprechen, emotionale Nähe zuzulassen, Gefühlen Ausdruck zu geben, auf die Gefühle anderer Rücksicht zu nehmen) und den "masculine style of love" (Liebe äußere sich darin, den Partner zu unterstützen und mit ihm sexuell zu verkehren) in einer "androgynous perspective on love" zu verbinden. Die separaten Bereiche von "feminine expressiveness" und "masculine instrumentality" sollten in einer androgynen Form von Liebe zusammengeführt werden. Ähnliche Überlegungen (zur Kombination maternaler und paternaler Leitbilder) bei Balbus, *Masculinity and the (M)Other* (2002).

³¹ Cancian (1986), S. 700.

³² Zur Veränderung der Rollenbilder im 20. Jh. auch Borutta/ Verheyen, *Vulkanier und Choleriker?* (2010), bes. S. 16-22 u. 28f. Sie geben einen knappen Überblick über die definitorischen Annäherungen von 'Männlichkeit' und 'Emotion' im 19. u. 20. Jh. Da es vor allem Frauen sind, die im Alltagsleben Emotionsarbeit zu leisten haben, darf es nicht verwundern, dass diese sich für die Positivierung von Emotionen einsetzen. Dass Frauen im 20. Jh. das ursprünglich negative Image, sie seien emotionaler, ins Positive gewendet und auf die Bedeutung der Beziehungsarbeit von Frauen hingewiesen haben, zeigt Morwenna Griffiths, *Feminism, feelings and philosophy*, in: Griffiths/ Margaret Whitford (Hgg.), *Feminist perspectives in philosophy*, London 1988, S. 131-151. Vgl. auch Lutz, *Engendered emotion* (1996). Lutz kann zeigen, wie am Ende des 20.

3. Geschlechterforschung und Emotionsgeschichte

In den 1970er Jahren hatte die sozialgeschichtliche Forschung zu Frau, Ehe und Familie einen Zusammenhang zwischen Geschlechter- und Emotionsgeschichte hergestellt. In einer grundlegenden Studie hat Karin Hausen (1976) die These aufgestellt, die Geschlechtscharaktere seien im 18. Jahrhundert erfunden und zugleich polarisiert worden.³³ Diese Polarisierung meint u.a. die Zuweisung von Emotionalität, Körperlichkeit, Privatheit, Familie, Passivität an die Frau, von Rationalität, Öffentlichkeit, Arbeit, Aktivität an den Mann.³⁴

Für unser Bemühen, eine Vorgeschichte der *Manosphere*-Debatte aufzudecken, ist freilich hier schon der Hinweis erforderlich, dass die Geschlechterdiskussion im 18./19. Jh. mannigfache Entwicklungen, Differenzierungen, Uneinheitlichkeiten, Widersprüche und Konkurrenzen aufweist.³⁵

Hausens These von der Herausbildung der Geschlechtscharaktere und somit einer angeblich klaren Kontrastierung der Geschlechter im 18. Jahrhundert fand freilich schon deshalb weithin Zuspruch, weil sie mit der medizinhistorischen These von Thomas Laqueur (1990) zusammenhängt, erst im 17./18. Jahrhundert seien der Geschlechtskörper von Mann und Frau als zwei unterschiedliche Körper 'entdeckt' worden. Zweigeschlechtlichkeit im anatomischen Sinne gebe es erst seit dem 18. Jahrhundert. Damals sei die antik/mittelalterliche Vorstellung vom *one sex-model* zugunsten eines *two sex-model* aufgegeben worden.³⁶ Mit seiner These, wonach bis zum 18. Jahrhundert die Auffassung vom *one sex model* geherrscht habe, hat Laqueur zugleich die Auffassung vertreten, im Mittelalter seien Frauen und Männer gemäß ihrem sozialen Status, nicht aufgrund ihres Geschlechts wahrgenommen und bewertet worden. Folgte man Laqueur, müsste man den Plan einer geschlechterspezifischen Emotionsgeschichte für das Mittelalter verabschieden, weil es eben damals 'Geschlecht' nicht gegeben habe, weder im Sinne von *sex* noch im Sinne von *gender*. In der Vormoderne hätten Frauen sich nicht als Frauen wahrgenommen und mitgeteilt, sondern als Angehörige eines je unterschiedlichen sozialen Standes. Sozialgeschichte hätte über Geschlechtergeschichte dominiert. Laqueurs These ist von Neuzeitspezialisten kritiklos übernommen worden.³⁷ Mediävisten hingegen haben erhebliche Einwände vorgebracht.³⁸

Seit den 1970er Jahren gilt also das 18. Jahrhundert als *die* Zäsur der Geschlechtergeschichte. Zuvor hat es anscheinend keine erwähnenswerten Veränderungen in der Konstruktion von Geschlecht bzw. von der Beziehung der zwei Geschlechter gegeben. Man könnte fast meinen, zwischen dem 4. und 17. Jahrhundert sei

Jhs. von feministischer Seite aus eine Positivierung von Emotionen und damit eine Aufwertung der Emotionsarbeit von Frauen erfolgte; Catherine Lutz, *Emotions and feminist theories: Querelles* 7 (2002) 104-121. An der These einer angeblich epochenübergreifenden Zuordnung von Emotion zur Weiblichkeit sind wohl erhebliche Abstriche vorzunehmen. Zu Korrekturen an dieser Zuordnung hinsichtlich der Antike William V. Harris, *Restraining rage. The ideology of anger control in classical antiquity*, Cambridge (Mass.) 2004, S. 264. Vgl. auch unten Abschnitt 4.

³³ Karin Hausen, *Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere"* - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbsleben und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363-393. Dieser Aufsatz bestimmt heute noch die Geschlechterdiskussion; vgl. etwa Newmark, *Weibliches Leiden - männliche Leidenschaften* (2008), S. 7 (s. dazu unten Abschnitt 4); Borutta/ Verheyen, *Vulkanier und Choleriker?* (2010), S. 12f. Der Artikel "Geschichte der Zweigeschlechtlichkeit" (2019), verfasst von der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Duisburg-Essen, basiert noch ganz auf den Thesen von Hausen und Laqueur (<https://www.uni-due.de/genderportal/geschlechtergeschichte>; letzte Änderung am 30.12.2019; Zugriff am 14.05.2026). Karin Hausens Aufsatz von 1976 ist 2012 nochmals gedruckt worden in Karin Hausen, *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen 2012, S. 19- 49. Diesem Abdruck ist eine neuerliche Stellungnahme bzw. Bestätigung der älteren These beigelegt: "Der Aufsatz über die 'Geschlechtscharaktere' und seine Rezeption. Eine Spätlese nach dreißig Jahren" (ebd. S. 83-107). Karin Hausen sind meine kritischen Anmerkungen von 2002 entgangen; Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 60-68. Hausen meint nach wie vor, dass die geschlechtsspezifische Zuweisung von Öffentlichkeit und Privatheit an die zwei Geschlechter ein besonderes Ordnungsverfahren des 19. Jhs. gewesen sei. Hausens These wird u.a. durch die neuere Männlichkeitsforschung relativiert (s.u.).

³⁴ Die zentralen Themen und Positionen der aufklärerischen Geschlechterdebatte referiert Schabert, *Englische Literaturgeschichte* (1997), S. 31-65.

³⁵ Vgl. etwa Claudia Opitz u.a., *Einleitung*, in: Opitz u.a. (Hgg.), *Tugend, Vernunft und Gefühl* (2000), S. 1-11; Silke Segler-Meißner, *Zwischen Empfindsamkeit und Rationalität. Der Dialog der Geschlechter in der italienischen Aufklärung*, Berlin 1998 (etwa S. 47-86: Ansätze zur Aufwertung des weiblichen Geschlechts). Allein schon die z.T. leidenschaftlich geführte Debatte über Gleichheit und Differenz der Geschlechter im 18./19. Jh. zeigt, dass die Relationierung der Geschlechter umkämpft war. Dazu etwa Arne Duncker, *Gleichheit und Ungleichheit in der Ehe. Persönliche Stellung von Frau und Mann im Recht der ehelichen Lebensgemeinschaft 1700 - 1914*, Köln u.a. 2003; Friederike Haussauer (Hg.), *Heißer Streit und kalte Ordnung. Epochen der Querelle des femmes zwischen Mittelalter und Gegenwart*, Göttingen 2008; Bock, *Geschlechtergeschichten der Neuzeit* (2014), S. 55-63 (auch grundsätzlich zum Verhältnis der beiden Begriffe *Gleichheit* und *Differenz* in der Geschlechterdebatte).

³⁶ Thomas Laqueur, *Making sex* (1990).

³⁷ Vgl. etwa Connell, *Der gemachte Mann* (2000), S. 87f.; Claudia Steinkämper, *Melusine. Vom Schlangenleib zur 'Beauté mit dem Fischeschwanz'*. Geschichte einer literarischen Aneignung, Göttingen 2007.

³⁸ Dazu Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 47-49, 67-77, 164, 413, u.ö.; ders., *Courtly love und queer theory* (2012).

die Zeit stehengeblieben, zumindest was die Relation der Geschlechter und was die Relation von Emotions- und Geschlechtergeschichte anbelangt. Überspitzt könnte man diese Forschungsposition in die These fassen, die Geschichte der Geschlechter (*sex*) beginne erst mit dem 18. Jahrhundert.³⁹ Denn vor dieser Zeit sei nicht das biologische Geschlecht ein zentrales Identitätsmerkmal gewesen, sondern der jeweilige soziale Status. Demzufolge seien die Menschen nicht als Männer und Frauen wahrgenommen worden, sondern als Adlige und Nichtadlige, als Kaufleute und Bauern, als Laien und Kleriker.

Hausens sozialgeschichtliche These (1976) von der Entdeckung der Geschlechtscharaktere und von deren Polarisierung im 18. Jahrhundert sowie Laqueurs medizinhistorische These (1990) von der Entdeckung der Zweigeschlechtlichkeit im selben Zeitraum haben sich gegenseitig gestützt und deshalb eine enorme Wirkung entfaltet. Man kann sich unschwer vorstellen, welche fatalen Folgen es für diese Geschichtskonstruktion haben muss, wenn belegt werden könnte, dass die angeblich neuzeitlichen Geschlechtercharakteristiken sich bereits bei Aristoteles (*'Historia animalium'* IX 1) und in der spätantiken Ökonomik nachweisen lassen.⁴⁰ Auch die *Emotionsgeschichte* steht bis heute unter dem Einfluss der Thesen von Hausen und Laqueur.

Doch einige Vertreter der *Geschlechtergeschichte* haben in den letzten zwanzig Jahren diese Geschichtskonstruktion hinterfragt und stattdessen ein differenziertes, auch widersprüchliches Bild von Männlichkeit(en) und Weiblichkeit(en) im 18./19. Jahrhundert gezeichnet. Es stellte sich die Einsicht ein, dass die These von der Polarisierung der Geschlechter und der Entdeckung der Zweigeschlechtlichkeit im 18. Jahrhundert den Blick auf die Pluralität von Männlichkeit und Weiblichkeit und auf deren Widersprüchlichkeiten verstellt.⁴¹ Im 18./19. Jahrhundert "gerät die Geschichte bürgerlicher Männer in ein Feld höchst divergenter bürgerlicher Lebenswelten".⁴² Auch die "Zuschreibung von Weiblichkeit auf Familie einerseits, von Männlichkeit auf Öffentlichkeit andererseits" hält einer sozialgeschichtlichen Überprüfung nicht stand.⁴³ Wenn wir es aber mit einem intrikaten Mit-, Gegen- und Ineinander verschiedener Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte schon im 18./19. Jh. zu tun haben,⁴⁴ erscheint die aktuelle *Manosphere*-Debatte in einem neuen Licht. Denn es stellt sich die Einsicht ein, dass diese Debatte, die das Männliche und dessen Verhältnis zum Weiblichen neu zu bestimmen versucht, keineswegs gänzlich neue Positionen entwirft, sondern in vielerlei Hinsicht eine Vorgeschichte besitzt. Dies lässt sich gerade anhand einer geschlechterspezifischen Emotionsgeschichte belegen.

Aufgrund der aktuellen *Geschlechterforschung* ist die Geschichte der *Emotionen* neu zu konzipieren. So haben neuere Studien zum bürgerlichen Familienleben im 18./19. Jahrhundert u.a. die Einsicht erbracht, dass die sozialgeschichtliche Vorstellung von "geschlechtlich getrennten Sphären von Öffentlichkeit und Privatheit" nicht aufrechterhalten werden kann.⁴⁵ In seinem materialreichen Forschungsbericht zur Männerforschung spricht Walter Erhart (2005) von "einer neuen Geschlechtergeschichte, die statt großflächiger Thesen einer ›Makrogeschichte‹ die hinter den zeitgenössischen Programmen eher verborgenen ›Austauschbeziehungen‹ zwischen Privatheit und Öffentlichkeit sowie zwischen den Geschlechtern zum Vorschein brachte".⁴⁶

Offensichtlich waren in dieser Formationsphase des (deutschen) Bürgertums [um 1800] die geschlechtlich differenzierten Sphären und Charaktere beweglicher und offener, damit zugleich auch widerspruchsvoller und vielfältiger, als es eine bürgerliche und auch feministische Geschichtsschreibung stets wahrhaben wollte.⁴⁷

Die "Fluidität der Grenzen zwischen den Geschlechtern", die man bislang der Vormoderne zugeschrieben habe - und die (füge ich hinzu) nun innerhalb der *Manosphere*-Debatte beklagt und bekämpft werden soll -, sei nun auch für das 18./19. Jahrhundert nachgewiesen worden. Damit gehe einher "eine zumindest partielle Relativierung des angestammten und offensichtlich stets neu in dieses Bürgertum hineinprojizierten Gegensatzes der Geschlechter".⁴⁸

Erhart schreibt weiter:

Statt durch die These der ›Polarisierung‹ ausschließlich auf Öffentlichkeit, Macht und Herrschaft bezogen zu sein, gerät die Geschichte bürgerlicher Männer plötzlich in ein Feld höchst divergenter bürgerlicher

³⁹ Auch die soziologische Forschung hat den neuen Umgang der Geschlechter seit dem 18. Jh. 'konstatiert'. Dazu gehören die Stichworte 'Liebe als Passion' (Niklas Luhmann, *Liebe als Passion* 1982), 'Liebe in der Ehe', 'familiäre Intimität' (dazu Schnell, *Sexualität und Emotionalität* [2002], S. 89-96) und 'freie Liebe' (Stalfort, *Die Erfindung der Gefühle* [2013]).

⁴⁰ Zur einschlägigen Forschungsliteratur und zur Kritik daran vgl. Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 60-77.

⁴¹ Dies konstatiert Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 183; vgl. auch Tholen/ Clare (Hgg.), *Literarische Männlichkeiten und Emotionen* (2013).

⁴² Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 185.

⁴³ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 186.

⁴⁴ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), bes. S. 180-202.

⁴⁵ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 183.

⁴⁶ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 184.

⁴⁷ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 184.

⁴⁸ Erhart (2005), S. 184.

Lebenswelten. Mehr noch: Es könnte genau jenes neu entdeckte geschlechtliche Wechselverhältnis zwischen Privatheit und Öffentlichkeit sein, das den männlichen ›Geschlechtscharakter‹ nicht etwa geschwächt oder bedroht, sondern mit produziert und formiert haben könnte. Schon in ihrer Grundlegung etabliert sich moderne Männlichkeit demzufolge als widerspruchsvolles Konzept. So offenbart sich bereits in der Konstitutionsphase des bürgerlich-männlichen »Geschlechtscharakters« plötzlich kein ebenso monolithisches wie stereotypes und auch kein durch bekannte »Männerphantasien« intern strukturiertes »Bild des Mannes«, sondern ein *patchwork* unterschiedlichster, bislang ›zwischenengeschlechtlich‹ definierter Aspekte: bürgerliche Männer, die sich höchst spannungsvoll zwischen Öffentlichkeit und Privatheit bewegen, zwischen Beruf und Väterlichkeit, zwischen angstbesetzter Sexualität und öffentlicher Moral, zwischen zweckorientiertem Handeln und emotionaler Gebundenheit.⁴⁹

In neueren sozialgeschichtlichen Arbeiten zu Familie und Ehe im deutschen Bürgertum des 18./19. Jahrhunderts wurden recht unterschiedliche Männlichkeiten nachgewiesen: eine heroische (wehrhafte) Männlichkeit, eine häusliche (sanfte) Männlichkeit, eine wissenschaftliche (akademische) Männlichkeit.⁵⁰

Allein schon der Umstand, dass Männer nicht nur in der Öffentlichkeit agieren, sondern auch in die Privatheit der Familie integriert sind, lässt vermuten, dass Männer nicht als polarer Gegensatz zur Frau zu denken sind.⁵¹

Welche Konsequenzen hat nun die neu entworfene *Geschlechtergeschichte* des 18./19. Jahrhunderts für die *Emotionsgeschichte*? Und welche Auswirkungen auf eine angemessene historische Verortung der *Manosphere*-Debatte? Bislang dominiert in der Emotionsgeschichte ja immer noch die traditionelle, an Hausens These (1976) angelehnte Auffassung von der Polarisierung der Geschlechter seit dem 18. Jahrhundert, die Emotionalität der Frau und Rationalität dem Mann zuweist.⁵²

4. Das 18./19. Jahrhundert in Emotions- und Geschlechterforschung

In einem neueren Aufsatz hat die Philosophin Catherine Newmark⁵³ die emotionsgeschichtliche Zäsur des 18./19. Jahrhunderts bekräftigt. Den Ausgangspunkt für Newmarks Beitrag bildet die seit Karin Hausens Aufsatz von 1976 als gesichert geltende Auffassung, dass es im Zusammenhang mit der im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts einsetzenden Polarisierung der Geschlechter im 19. Jahrhundert zur "exklusive(n) Zuweisung der Emotionen an das weibliche Geschlecht" gekommen sei.⁵⁴ Wie aber, so fragt nun Newmark, steht es vor dem 19. Jahrhundert um das Verhältnis von Geschlecht und Emotion? Nach einer Durchsicht von einigen klassischen philosophischen Passionslehren (Aristoteles, Thomas von Aquin, Rousseau, Kant) formuliert Newmark als Ergebnis: Die Zuweisung von Emotionalität an das weibliche Geschlecht sei vor Ende des 19. Jahrhunderts "noch nicht als eine psychologische oder 'charakterliche' Zuschreibung" aufgetreten, sondern "traditionell auf der ethischen Ebene" (S. 17). Der wesentliche Unterschied zwischen den Geschlechtern sei "nicht im Empfinden", sondern "im Gebrauch der Vernunft und in deren Maß" gesehen worden (S. 17). Damit werde die seit Platon "traditionelle Vorstellung weiblicher Vernunftferne" weitergeführt (S. 17). Die einschlägige abendländische Diskussion sei insgesamt "stärker moralisch als psychologisch ausgerichtet" (S. 15). "Nicht wer stärkere Passionen hat, ist die wichtigste Frage, sondern wer die vorhandenen Passionen stärker zulässt" (S. 15, Hervorhebung im Original). Nicht die Emotionen/Passionen/Affekte eines Geschlechts hätten interessiert, sondern der *Umgang* mit diesen Emotionen/Passionen/Affekten, also etwa Kontrolle, Beherrschung, Mäßigung oder aber Unfähigkeit zur Beherrschung. Newmark fasst den Inhalt einer rhetorischen Debatte im Jahre 1661 so zusammen: "An sich seien die Passionen in allen Menschen gleich. [...] Wenn Frauen Passionen mehr unterliegen sollten, dann nicht aufgrund einer ihnen eigentümlichen Emotionalität, sondern ausschließlich aufgrund ihrer mangelhaft ausgebildeten Rationalität und Moralität [...]. Wenn es also eine geschlechtliche Zuordnung der Passionen gibt, dann über den Umweg der geschlechtlichen Zuordnung der *Vernunft*" (S. 15, Hervorhebung R.S.). "Das Interesse an der Verbindung von Geschlecht und Emotion bleibt bis mindestens Mitte des 18. Jahrhunderts relativ gering" (S. 15). Gegen Ende des 18. Jahrhunderts (etwa bei Rousseau und Kant) zeichne sich eine widersprüchliche Tendenz ab: einerseits eine Aufwertung des Emotionalen, andererseits "die dieser Aufwertung gegenläufige Zuordnung der Emotionalität an das weibliche Geschlecht" (S. 16), die dann im

⁴⁹ Erhart (2005), S. 186.

⁵⁰ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 180-202. Erhart referiert u.a. die Arbeiten von Rebecca Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums* (2000), und Anne-Charlott Trepp, *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit* (1996). Zum Geschlechterentwurf des liebenden, warmherzigen Gatten und Familienvaters in den protestantischen religiösen Gemeinschaften Bostons um 1858 vgl. Corrigan, *Business of the heart* (2002), S. 148f.

⁵¹ Im Übrigen hat schon die ältere sozialgeschichtliche Frauenforschung der 1970/80er Jahre zum 18./19. Jh. auf das (angeblich) neue Familienideal privat-intimer Vertrautheit zwischen den Eheleuten hingewiesen. Dies passt wenig zur gleichzeitig formulierten These von der Polarität der Geschlechter.

⁵² Vgl. oben Anm. 13.

⁵³ Newmark, *Weibliches Leiden - männliche Leidenschaften* (2008).

⁵⁴ Newmark, *Weibliches Leiden - männliche Leidenschaften* (2008), S. 7. Ähnlich äußerte sich Trepp, *Gefühl oder kulturelle Konstruktion?* (2002), S. 92. Trepp meint, im 18. und beginnenden 19. Jh. sei Emotionalität noch nicht "als genuin weibliches Wesensmerkmal verstanden worden". Erst im späteren 19. Jh. sei die "Feminisierung von Emotionen" erfolgt.

19./20. Jahrhundert dominiere. Vor dem Hintergrund der von ihr skizzierten Tradition *ethischer Bewertung* von geschlechtsspezifischer Emotionalität - nicht das Empfinden, sondern der Umgang mit dem Empfinden werde geschlechtsspezifisch bewertet - ventiliert Newmark die Frage, "ob die bis heute anhaltende Verknüpfung von Emotionen und Weiblichkeit nicht doch eher als eine *Abrede* von Rationalität zu verstehen ist, denn als eine *Zusprechung* von Emotionalität" (S. 17; Hervorhebung im Original).

Damit hat Newmark die von der (traditionellen) *Geschlechterforschung* vorgegebene Zäsur des 18./19. Jahrhunderts auch für die *Emotionsgeschichte* bestätigt. Bis Ende des 18. Jahrhunderts sei den philosophischen Affektenlehren keine eindeutige Relationierung von Geschlecht und Emotion zu entnehmen (S. 13). Zuvor ließen sich ganz wenige Geschlechtermarkierungen finden (bei Platon, Aristoteles, Marc Aurel, Hobbes, Descartes). Doch würden sich diese geschlechtsspezifischen Zuordnungen von Emotion und Geschlecht meist nicht der Auffassung verdanken, dass Frauen qua Geschlecht emotionaler seien als Männer, sondern der (von Newmark herausgearbeiteten) Unterstellung, dass Frauen aufgrund ihrer geringeren Vernunftfähigkeit den Emotionen leichter erliegen als Männer.⁵⁵

Wie sollen wir nun das Ergebnis der Philosophin Newmark - erst im 19. Jahrhundert komme es zur strikten geschlechterspezifischen Zuordnung von Emotionen zu Weiblichkeit - mit Erharts Resümee sozial- und literaturwissenschaftlicher Arbeiten - das 18./19. Jahrhundert kenne mehrere Männlichkeitskonzepte, u.a. auch die Vorstellung vom empfindsamen Mann - in Einklang bringen?

Die beiden Positionen müssen sich nicht widersprechen, wenn man bedenkt, dass Newmark von philosophischen Geschlechterkonstrukten in theoretischen Texten spricht, Erhart aber sozialgeschichtliche Forschungsergebnisse zum Alltag des Bürgertums referiert. Dass in wissenschaftlicher Theorie und in alltagsweltlicher Praxis unterschiedliche Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte dominieren, darf nicht überraschen.⁵⁶ Normative Leitbilder und soziale Praxis decken sich selten.⁵⁷

Zu fragen ist freilich, warum sich theoretisch-normative Leitbilder - etwa die strikte Kontrastierung zweier Geschlechter - gegen eine ganz andere gesellschaftliche Wirklichkeit - Annäherung der Geschlechter - behaupten können. Offensichtlich können die Spielräume und Handlungsmöglichkeiten von Frauen und Männern im Alltag den 'abstrakten' Leitbildern widersprechen, ohne dass deren Gültigkeit in Frage gestellt wird. Vom "Beharrungsvermögen" solcher geschlechtsspezifischer Leitbilder spricht Erhart;⁵⁸ er weist überdies darauf hin, dass das Fortbestehen der generalisierenden Geschlechterentwürfe - auch noch im 20. Jahrhundert - umso verwunderlicher sei, da ihnen kein sozialer Kontext mehr entspreche.⁵⁹

⁵⁵ Vgl. schon Anna Carrdus, *Consolation arguments and maternal grief in seventeenth-century verse: The example of Margarethe Susanna von Kuntsch*; *German Life and Letters* 47 (1994/95) 135-151, die darauf hinweist, dass gemäß der philosophischen Tradition die Frau in Ermangelung verstandesmäßiger Schranken empfänglicher für Kummer sei als der Mann.

⁵⁶ Newmark, *Vernünftige Gefühle?* (2010), S. 53, konstatiert selbst, dass ihre Ausführungen "ganz auf der Ebene diskursiver Zuschreibungen und Konnotationen" verbleiben und nichts über "das Denken und Handeln von Menschen in konkreten historischen Situationen" aussagen.

⁵⁷ Dies bestätigt etwa auch die mikroanalytische Arbeit von John Corrigan, *Business of the heart* (2002), die die religiösen "revival"-Rituale der Bostoner Protestanten im Jahre 1858 untersucht. Das von Corrigan präsentierte historische Material belegt (S. 128-162), dass sich trotz des Fortbestehens traditioneller Geschlechterstereotypen (Frauen seien emotionaler, ängstlicher, impulsiver; ihr Lebensraum sei das Private) die Lebensbereiche und emotionalen Verhaltensweisen der beiden Geschlechter einander annäherten. Man könne von einer "fluidity in gender roles" sprechen (S. 128). Bemerkenswert ist der Hinweis Corrigans, dass die Geschlechterattribute - gegen die sozialen Praktiken - sogar noch stärker betont wurden (S. 128f.). Mir scheint, was wiederholt zu kommentieren sein wird, dass Veränderungen der Geschlechterbeziehungen in der sozialen Realität durch eine umso striktere Geschlechterdifferenzierung auf Diskursebene kompensiert werden (müssen?). Auf der Diskursebene bestätigen Corrigans Ausführungen Newmarks Resultat (Frauen seien im 19. Jahrhundert mit Emotionen gleichgesetzt worden), nicht jedoch auf der Ebene der sozialen Praktiken. Corrigans Textmaterial (S. 138-162) belegt aber widersprüchliche Geschlechterentwürfe auch auf Diskursebene. Dabei ergeben sich zahlreiche Parallelen zu den widersprüchlichen Weiblichkeitsentwürfen des Mittelalters.

⁵⁸ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 166: Es dürfte "nach den Prämissen der Luhmannschen Theorie die stratifikatorische Differenz der Geschlechter eigentlich gar nicht mehr geben". Erhart fragt sich mit Stefan Hirschauer, "wie und warum es zu einer solch 'hohen symbolischen Redundanz' [Hirschauer] der Geschlechterdifferenz auch in funktional differenzierten Gesellschaften kommt" (S. 167). Stephan, *Im toten Winkel* (2003), S. 31-33, konstatiert das Nebeneinander von pluralen Männlichkeiten einerseits und von "noch essentialistischen(n) Vorstellungen von Männlichkeiten" andererseits, "in denen alte Stereotypen 'hegemonialer Männlichkeit' ihre ungebrochene Wiederauferstehung erleben" (S. 33). Möglicherweise haben wir es nicht nur mit dem Beharrungsvermögen von Leitbildern, sondern auch mit dem "Beharrungsvermögen des [männlichen] Habitus" zu tun; Bourdieu, *Die männliche Herrschaft* (1997), S. 171. Bourdieu, *Die männliche Herrschaft* (2012), S. 155, spricht von der "Trägheit des Habitus" (*l'inertie des habitus*; frz. Original 1998, S. 96). Freilich wird man das Beharrungsvermögen von Männlichkeitsleitbildern für größer halten müssen als das vom männlichen Habitus. Freilich hätte dies zur Folge, dass es neben dem Habitus, der das soziale Verhalten prägt, noch etwas anderes gibt, das die *Wahrnehmung* des sozialen Verhaltens bestimmt.

⁵⁹ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 164-169, 214 u. 232, verweist auf die *longue durée* historischer Männlichkeitskonzepte. Erhart macht auch darauf aufmerksam, dass die sozialwissenschaftliche Auffassung von der Vormoderne oft noch auf ein einheitliches Bild monolithischer Männlichkeit rekurriere, das die neuere Männergeschichte geade in Frage gestellt habe (S. 169).

Verwunderung über die Diskrepanz von Geschlechterkonstruktionen und (psychischer) Realität hat sich - nach Durchführung entsprechender Tests - auch in der modernen Psychologie breit gemacht. Als Resultat einschlägiger psychologischer Untersuchungen kann festgehalten werden, "daß bislang als gesichert geltende G[eschlechtsunterschiede] zunehmend in Frage gestellt werden müssen, sei es aufgrund einer realen Angleichung der Geschlechter, sei es aufgrund methodischer Mängel in der bisherigen G.forschung".⁶⁰ "Wenn berücksichtigt wird, daß sich in den meisten Untersuchungen nur geringfügige G[eschlechterunterschiede] ergeben, dann verwundert, daß diese auch in der wissenschaftlichen Literatur einen solch herausragenden Stellenwert haben."⁶¹ Es liegt der Verdacht nahe, dass Geschlechtsrollenstereotypen der Autoren in deren wissenschaftlichen Studien reproduziert werden.⁶² Statt der "Suche nach allgemeiner Differenzierung zwischen den Geschlechtern", die "sich als Sackgasse erwiesen" habe, wird eine "differentielle Psychologie des Mannes bzw. der Frau" angemahnt.⁶³ Eine solche wird heutzutage gerade in der Männerforschung energisch vorangetrieben, was die Rede von *masculinities* veranlasst hat.⁶⁴ Dies führt uns zurück zu Erharts Forschungsbericht (2005) und zu Newmarks Studie (2008).

Die Frage nach der rechten Einordnung der Ergebnisse von Newmarks philosophischer Studie (Zuordnung von Emotionalität an Weiblichkeit) einerseits und der Ergebnisse der neueren Sozialgeschichte zum familialen Alltag (empfindsame Männlichkeit) andererseits gibt Anlass zu einigen methodischen Überlegungen.

Meines Erachtens ist bei allen Versuchen, die Geschichte der Relationierung von Geschlecht und Emotion periodisch zu gliedern, der Umstand zu beachten, dass wir es nicht nur in der Neuzeit, sondern auch in Antike und Mittelalter mit einer Fülle von - zuweilen konkurrierenden - Diskursen, Textsorten und 'Realitäten' zu tun haben.⁶⁵ Newmarks Studie hat sich auf die klassischen philosophischen Affektlehren beschränkt. Doch neben den gelehrten, schriftlich fixierten, philosophischen, meist theoretisierenden Diskursen lassen sich - auch in der Vormoderne - deutliche Spuren von alltagsweltlichen, mündlich tradierten und pragmatischen Auffassungen fassen. Wenn aber sowohl im 18./19. Jahrhundert wie auch in der Vormoderne keineswegs allgemein gültige und klar abgrenzbare Bestimmungen des Männlichen bzw. des Weiblichen existierten, kann die *Manosphere*-Bewegung nicht unterstellen, es habe einst ein allseits akzeptiertes Leitbild des Männlichen gegeben und erst seit Ende des 20. Jhs. sei dieses Leitbild durch das gestiegene Prestige des Weiblichen bedroht. Auch früher gab es Phasen in der Geschlechtergeschichte, in denen das traditionelle Männerbild mit einem Männerideal konkurrierte, dem Merkmale des Weiblichen eingeschrieben waren und das deshalb heftig bekämpft wurde. Nivellierungen der Geschlechterdifferenz riefen schon immer die Apologeten der 'wahren' Männlichkeit auf den Plan. Wenn das 18./19. Jahrhundert keine entscheidende Zäsur der *Geschlechtergeschichte* bzw. der *Emotionsgeschichte* darstellt, muss der Versuch, die *Manosphere*-Debatte historisch zu verorten, auch frühere Epochen in den Blick nehmen.

5. Zweigeschlechtlichkeit im Mittelalter

Eine Polarisierung der Geschlechter kennt schon die Vormoderne. Mittelalterliche Quellen präsentieren eine strikte Kontrastierung der zwei Geschlechter - auch im Hinblick auf emotionale Befindlichkeiten und Verhaltensweisen.

Freilich begegnet in den mittelalterlichen Quellen ein komplexes und kompliziertes Bild von der Relation der Geschlechter. Einerseits haben wir es mit mannigfachen und teilweise widersprüchlichen Geschlechterentwürfen

⁶⁰ Eva Bamberg/ Gisela Mohr, Geschlechtsunterschiede, in: Roland Asanger/Gerd Wenninger (Hgg.), Handwörterbuch der Psychologie, vierte, völlig Neubearb. u. erw. Aufl., München/Weinheim 1988, S. 237-242, S. 239. Ein ähnliches Resultat konstatieren Cancian, *The feminization of love* (1986), S. 699 u. 701; Rosenwein, *Gender als Analysekategorie* (2008), S. 100.

⁶¹ Bamberg/Mohr, *Geschlechtsunterschiede* (1988), S. 241. Über dieses massive wissenschaftliche Interesse informieren Stephanie A. Shields u.a., *Gender and emotion* (2007) (hier werden die jeweils ausgewerteten Vergleichssituationen nach sehr unterschiedlichen Parametern abgesucht und so differenzierte Einsichten vermittelt); Leslie R. Brody/ Judith A. Hall, *Gender and emotion in context*, in: Michael Lewis u.a. (Hgg.), *Handbook of emotions*, New York/London ³2008, S. 395-408 (hier werden sogar physiologische bzw. biochemische Reaktionen der Geschlechter auf identische Situationen miteinander verglichen). Offensichtlich schlägt sich in der Wissenschaft nieder, dass in der Alltagswelt die Kategorie Geschlecht eine überaus wichtige Rolle spielt.

⁶² Dies bestätigt Brandstätter u.a., *Emotionen* (2013), S. 214. Vgl. auch Christine R. Harris, *A review of sex differences in sexual jealousy, including self-report data, psychophysiological responses, interpersonal violence, and morbid jealousy: Personality and Social Psychology Review* 7,2 (2003) 102-128. Bemerkenswert ist, mit wie vielen in der Linguistik tradierten Stereotypen hinsichtlich geschlechtsspezifischer Sprachverwendung die Arbeit von Gisela Klann Delius, *Sprache und Geschlecht. Eine Einführung*, 2., aktualis. u. erw. Aufl., Stuttgart 2008, aufräumen kann.

⁶³ Bamberg/Mohr, *Geschlechtsunterschiede* (1988), S. 241.

⁶⁴ Vgl. Connell, *Die Wissenschaft von der Männlichkeit* (2000); Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), bes. S. 164-170 u. 180-196.

⁶⁵ Zu der Fülle an vormodernen Geschlechterdiskursen vgl. Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 318-366; Farmer/ Braun Pasternack (Hgg.), *Gender and difference in the middle ages* (2003); L'Estrange/More (Hgg.), *Representing medieval genders and sexualities in Europe* (2011).

zu tun.⁶⁶ Andererseits ist auf zwei durchgehende Parameter der mittelalterlichen Geschlechterdiskussion hinzuweisen. a) Mögen Frauen und Männern jeweils auch die unterschiedlichsten Geschlechtereigenschaften zugeschrieben worden sein, stets wird bei diesen Zuweisungen am Gegensatz Mann/Frau festgehalten; b) welches Rollenbild auch immer von Mann oder Frau entworfen wurde, fast immer wurde es an den Geschlechtskörper gebunden.⁶⁷ Der Geschlechtskörper bildet den entscheidenden Referenzpunkt für jegliche Geschlechtscharakteristik.⁶⁸

Dass wir es im Mittelalter mit tiefverwurzelten *Vorstellungen* von der Geschlechterdifferenz (also Geschlechterdifferenzierungen) zu tun haben und dass diese alltagsweltlichen Auffassungen zum Teil die gelehrten Diskurse beeinflusst haben, darf als sicher gelten.⁶⁹ Gelehrte Diskurse und soziale Realität differieren, sie können aber auch einander beeinflussen. Geschlechtscharakteristiken sind nicht nur ein Produkt von Diskursen. Es wird immer wieder übersehen, dass wissenschaftliche Diskurse - ob nun im Mittelalter oder in der Moderne - von Alltagswissen 'unterwandert' sind, gerade in der Frage der Geschlechtszuschreibungen.

Das Alltagswissen über Zweigeschlechtlichkeit seinerseits ist wesentlich durch *Praktiken* bestimmt. Stefan Hirschauer hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Laqueurs Darstellung des Wandels vom *one sex-model* zum *two sex-model* ausschließlich auf der Analyse des wissenschaftlichen medizinischen Diskurses basiere.⁷⁰ Die (neue) Interpretation der Geschlechtsorgane im 18. Jahrhundert sei jedoch nicht mit wissenschaftlichem Fortschritt zu erklären, sondern durch (veränderte) soziale Praktiken in der Alltagswelt initiiert. Die Hauptschwäche von Laqueurs Studie bestehe darin, "dass der wissenschaftliche Diskurs der Anatomie" als vom "Alltagswissen" losgelöst betrachtet werde.⁷¹ Die anatomische Modellvorstellung sei aber "auf eine vorgängige Praxis der Geschlechterunterscheidung bezogen".⁷² Damit meint Hirschauer die alltäglichen Repräsentationen des Geschlechtskörpers in Wort und Bild ("Geschlechtsdarstellung"), aber auch den unterschiedlichen Habitus im Gebaren von Mann und Frau.⁷³ Weil sich die sozialen Praktiken im 18. Jahrhundert geändert hätten, sei es auf der Ebene des anatomisch-wissenschaftlichen Diskurses zu einer Neubewertung des Geschlechtskörpers gekommen, insofern dieser nun in einen männlichen und weiblichen Körper unterschieden worden sei. Damit hat Hirschauer sicherlich ein entscheidendes Defizit von Laqueurs geschlechtergeschichtlicher Konstruktion ausgemacht. Die Geschichte wissenschaftlicher Diskurse über Geschlechterdifferenzen bzw. die Geschichte von Geschlechterdifferenzierungen darf das Alltagswissen und die Alltagspraktiken nicht ausblenden.⁷⁴

Doch Hirschauers Plädoyer für die Einbeziehung sozialer Praktiken in eine Geschlechtergeschichte wirft ein neues Problem auf. Denn der, auch von Hirschauer nicht bezweifelte, Wandel vom mittelalterlichen *one sex-model* zum neuzeitlichen *two sex-model* wird in dem Moment fragwürdig, in dem Hirschauers Forderung nach Berücksichtigung sozialer Praktiken (Darstellungen in Wort und Bild; geschlechtsspezifischer Habitus im Alltag) auch für das *Mittelalter* eingelöst wird. Denn die sozialen Praktiken im Mittelalter lassen eine solche Fülle von körperbezogener Geschlechterdifferenzierung sichtbar werden (in Literatur, Bildkunst, Verhaltensnormen), dass man kaum behaupten kann, die Vorstellung des (angeblich spezifisch vormodernen) *one sex-model* habe sich sozialen Praktiken verdankt. Der umgekehrte Schluss ist richtig: Weil der mittelalterliche Alltag von geschlechtsspezifischen sozialen Praktiken geprägt war, kann das *one sex-model* keinesfalls das dominante Geschlechtermodell gewesen sein - was ja auch durch medizinhistorische Studien inzwischen gestützt wird.⁷⁵

⁶⁶ Deshalb konnte der Eindruck entstehen, im Mittelalter existiere überhaupt kein klares Bild, was 'Mann' und was 'Frau' sei. Unter anderem deswegen wird neuerdings in *queer studies* die Auffassung vertreten, das Mittelalter habe keine Heteronormativität gekannt. Zu meiner Kritik an den mediävistischen queer studies vgl. Schnell 2012 und 2013.

⁶⁷ Das gilt etwa für Fragen wie: 'Wer empfindet größere Lust bei der sexuellen Vereinigung?' 'Welches Geschlecht liebt mehr bzw. intensiver?' 'Welches Geschlecht hat das größere sexuelle Verlangen?' Vgl. zu diesen Fragen Schnell, Sexualität und Emotionalität (2002), S. 318-366.

⁶⁸ Schnell, Sexualität und Emotionalität (2002), S. 332, 474 u.ö.

⁶⁹ Vgl. Cadden, Meanings of sex difference in the middle ages (1993), S. 3, 169ff., 178f., 197, 226, 244ff., 251 u. 257.

⁷⁰ Hirschauer, Wie sind Frauen, wie sind Männer? (1996), bes. S. 246-248. Eine ähnliche Kritik bringt vor Regula Giuliani, Körpergeschichten zwischen Modellbildung und haptischer Hexis. Thomas Laqueur und Barbara Duden, in: Silvia Stoller/Helmuth Vetter (Hgg.), Phänomenologie und Geschlechterdifferenz, Wien 1997, S. 148-165 (sie fragt, inwiefern sich die von Laqueur skizzierten Modelle in der Erfahrung verorten lassen, S. 149).

⁷¹ Hirschauer, Wie sind Frauen? Wie sind Männer? (1996), S. 247.

⁷² Hirschauer, ebd., S. 247.

⁷³ Hirschauer, ebd. S. 247f. Hirschauer, S. 249: "Menschliches Verhalten ist selbst ein Repräsentationsmedium für soziale Wirklichkeit."

⁷⁴ Zu Diskrepanzen zwischen präskriptiven Normen und Theorien einerseits und Praktiken und Lebenswelten andererseits gerade im Hinblick auf die Geschichte bürgerlicher Männlichkeit im 18./19. Jh. vgl. Erhart, Das zweite Geschlecht (2005), S. 190-196 u. 199.

⁷⁵ Vgl. Schnell, Sexualität und Emotionalität (2002), S. 71-77. Prudence Allen, The concept of woman. The Aristotelian revolution, 750 BC-AD 1250, Grand Rapids u.a. 1997, S. 1-7, meint, erst ab Mitte des 13. Jhs. seien die konkurrierenden Geschlechtermodelle ("sex unity; sex neutrality; sex polarity; sex complementarity") im Gefolge der Aristotelesrezeption von einem einzigen Geschlechtermodell abgelöst wurden: der (aristotelischen) Vorstellung von der Polarität der Geschlechter. Damit bezieht sie eine völlig andere Position als Laqueur. Freilich würde ich Spätmittelalter und Hochmittelalter nicht so strikt abgrenzen und eher von einem kontinuierlichen Nebeneinander von Geschlechterrelationierungen sprechen.

Mit Hirschauer ist also zwar anzunehmen, dass soziale Praktiken das Geschlechterwissen - und damit die Geschlechterunterscheidung - mitbestimmen (dies gilt auch für das Mittelalter). Gerade deshalb aber lässt sich - gegen Laqueur und gegen Hirschauer - die These von einem dominanten *one sex-model* im Mittelalter nicht aufrechterhalten. Analysen der sozialen Praktiken bei gegengeschlechtlichen Begegnungen können zeigen, wie beharrlich im Mittelalter an einer - auch körperlich begründeten - Zweigeschlechtlichkeit festgehalten wurde.⁷⁶

Die von Newmark nachgewiesene Argumentation der philosophischen Passionslehren - Frauen würden nicht deshalb emotionaler agieren, weil ihnen eine andere emotionale Disposition angeboren wäre als den Männern, sondern weil sie ihre Emotionen weniger stark unter Kontrolle hätten als die Männer - wird zunächst einmal als Aussage eines abstrakt-theoretischen Diskurses eingeordnet werden müssen. Die Frage stellt sich, ob die Aussage einer solchermaßen beschränkten Diskursebene als Beleg für die These herangezogen darf, im 18./19. Jahrhundert habe sich die Relationierung von Emotion und Geschlecht generell und entscheidend geändert. Man wird außer dem von Newmark fokussierten Diskurs noch andere Diskurse berücksichtigen, vor allem aber nach der Relation von systematisierenden Diskursen und alltagsweltlichen Praktiken und Vorstellungen fragen müssen. Im Alltagsleben wird die Unterscheidung der philosophischen Traktate - nicht hinsichtlich ihrer *Emotionen* würden sich Frauen und Männer unterscheiden, sondern in ihrem *Umgang mit Emotionen* - nicht immer nachvollzogen worden sein.⁷⁷

Dass aber wissenschaftlicher Diskurs und soziale Realität im Mittelalter weniger stark differieren als man dies vielleicht erwarten sollte, ergibt sich aus dem Umstand, dass bis ins 17. Jahrhundert beide Positionen (*one sex-model* und *two sex-model*) vertreten wurden und dabei miteinander konkurrierten. Die in der Nachfolge Aristoteles' stehenden Mediziner hielten an der strikten Trennung der zwei Geschlechtskörper fest, die keine Zwischenlösungen zulasse; demgegenüber nahm die galenische Tradition auch Übergänge, Annäherungen und Vermischungen der zwei Geschlechter an (in einigen Kammern der Gebärmutter vermischten sich 'Weibliches' und 'Männliches').⁷⁸ Das Nebeneinander unterschiedlicher Relationierungen der Geschlechtskörper in der Medizin spricht gegen die Annahme, das Alltagswissen im Mittelalter habe sich mit der Auffassung, es gebe nur einen Geschlechtskörper, begnügt. Dies gilt besonders dann, wenn wir davon ausgehen, dass den Bewertungen des Geschlechtskörpers soziale Praktiken vorausgehen.⁷⁹

6. Geschlechtskörper und Emotionalität im Mittelalter

Dass trotz der Vielfalt an Geschlechterkonstruktionen im Mittelalter⁸⁰ eine geschlechterspezifische Zuordnung von Emotionen bzw. Emotionalität auch im Mittelalter erfolgte (a) und dass diese Zuordnung nicht nur aufgrund von sozialen Praktiken oder eines sozialen Standesbewusstseins vorgenommen wurde, sondern auch aufgrund einer biologisch festgelegten Geschlechtsidentität (b),⁸¹ soll nun an einigen Beispielen belegt werden.⁸²

In Bourdieus wie in Connells Thesen zur Konstruktion von Männlichkeit in der Moderne spielt "das Verhältnis von sozialer Konstruktion des Geschlechts und biologischer Körperlichkeit" eine entscheidende Rolle.⁸³ Der biologische Unterschied von männlichem und weiblichem Körper wird zum Bezugspunkt für die soziale

⁷⁶ Zu den geschlechtsspezifischen sozialen Praktiken im Mittelalter Schnell, *Frauenlied* (1999); Schnell, *Die höfische Kultur des Mittelalters* (2005); Schnell, *Männer unter sich* (2008); Schnell, *Gender und Rhetorik* (2010); Schnell, *Gender und Gesellschaft* (2011); Schnell, *Courtly love und queer theory* (2012). Siehe auch unten Abschnitt 6 und 8 (zu den Aspekten *mollities* und *effeminatio*).

⁷⁷ Vgl. aber unten den Abschnitt "Gleichheit der Gefühle - Differenz der Ausdrucksformen".

⁷⁸ Ian Maclean, *The Renaissance notion of woman. A study in the fortunes of scholasticism and medical science in European intellectual life*, Cambridge u.a 1980, S. 37f., zum 16. und 17. Jh.

⁷⁹ Der Widerstreit der wissenschaftlichen Positionen weicht erst im 17./18. Jahrhundert einer eher einlinigen anatomisch-medizinischen Diskussion. Für das 18. Jahrhundert konstatieren wir also nicht einen völligen Umbruch der medizinischen Lehre, sondern den Übergang von einer Vielfalt an Geschlechterentwürfen zu einer stärkeren Kontrastierung der Geschlechter, ohne dass man aber von einer Polarisierung sprechen sollte.

⁸⁰ Vgl. etwa Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 338-350: "Notwendigkeit von pragmatischen Differenzierungen".

⁸¹ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 170f., schließt dies für das Mittelalter aus und folgt damit Laqueurs Geschichtsmodell.

⁸² Es muss hier darauf verzichtet werden, die einzelnen Textbelege in ihrem soziokommunikativen Kontext zu verorten. Doch soll daran erinnert werden, dass bei jedem einzelnen Text die Bedingungen, Voraussetzungen, Funktionen, Traditionen, Konkurrenzen und Wirkungsmächtigkeit der jeweils dahinterstehenden Diskurse berücksichtigt werden müssten. Auch ist daran zu erinnern, dass die in den Diskursen überlieferten Entwürfe geschlechterspezifischer Emotionalität die soziale Realität nicht 1:1 spiegeln. Schon deshalb nicht, weil die Diskurse ihrerseits von Faktoren (Interessen von Institutionen; Ambitionen von Autoren; Rücksicht auf Rezipientengruppen; Kommunikationssituation; u.a.) bestimmt werden, die nicht emotionsrelevant sind. Größtenteils haben wir es mit kritischen oder aber idealisierenden Entwürfen zu tun.

⁸³ Connell, *Die Wissenschaft von der Männlichkeit* (2000), bes. S. 22; Mechthild Bereswill u.a., *Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung*, in: Bereswill u.a. (Hg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*, Münster 2007, S. 7-21, S. 13.

Konstruktion von Geschlecht. Die "körperlich evidente Differenz der Geschlechter" bildet die Grundlage für die Männer- und Frauenbilder der Gegenwart.⁸⁴

Auch im Mittelalter wurden Frauen- und Männerbilder im Geschlechtskörper begründet. Dass die soziale Konstruktion von Geschlecht auf den Geschlechtskörper bezogen wird, ist zahlreichen mittelalterlichen Erzählungen zu entnehmen.⁸⁵ Der Körper wird "zur letzten Instanz des Geschlechts".⁸⁶

Zum Jahre 1388 berichtet die Konstanzer Chronik des Johannes Stetter ('Stetter'sche Chronik') von einer *wunderlichen sache*, die vor dem bischöflichen Ehegericht verhandelt wurde. Ein Mädchen, das in Rottweil geboren und auf den Namen Katharina getauft war, legte sich, als sie älter wurde, Männerkleider zu und sagte, *sy wär ain man*, und nannte sich selbst Hans; *und derselb Hans nam dar nach ain wip*. Hans und seine Ehefrau seien etwa zwanzig Jahre alt gewesen. Dem Hans wuchsen nun Brüste wie bei seiner Frau. Angesichts dieses seltsamen Phänomens machte sich der Rat von Rottweil mit den *zway elichen menschen* nach Konstanz auf, um vor dem dortigen geistlichen Gericht klären zu lassen, ob in diesem Fall überhaupt eine Ehe existiere. Es wurde eine 'Autopsie' vorgenommen: *So ward Hans beschouwet; do hätt er ainen zagel* ['Penis'] *und ein fud* ['Vagina']. Der Ehestatus wurde anerkannt und beide Eheleute nach Hause geschickt.⁸⁷

Was lehrt diese Geschichte? Erstens wird ersichtlich, dass das Denken dieser spätmittelalterlichen städtischen Gesellschaft strikt von Zweigeschlechtlichkeit bestimmt war: Entweder war 'man' Mann oder aber Frau. Eine Realität, die sich diesem Denken nicht einfügen ließ, gehörte in die Kategorie 'wunderlich'. Diese Geschichte zeigt überdies, dass geschlechtliche Identität am Geschlechtskörper festgemacht wurde. Wer einen Penis besaß, galt als Mann; eine Vulva/Vagina machte jemanden zur Frau. Die hier erzählte Begebenheit belegt gerade anhand der Ausnahmesituation die 'normale' Geschlechterdichotomie der mittelalterlichen Alltagspraxis - die Laqueur offensichtlich unbekannt war. Die Eheauglichkeit des 'Hans' und die Rechtsgültigkeit seiner Ehe war dadurch gesichert, dass er - außer einer Vulva - ein männliches Genitale aufwies. Soziale Identität und rechtlicher Status wurden an den Geschlechtskörper gebunden.

Wie steht es nun um die Relationierung von *Geschlechtskörper* und *Emotionalität* im Mittelalter? Es dürfte nun nicht mehr überraschen, dass auch eine 'direkte' Verbindung von Geschlechtskörper und emotionalem Verhalten hergestellt wurde, nicht nur, wie Newmark meint, über den 'Umweg' der Zuschreibung von größerer oder geringerer Vernunfttätigkeit. Die antike und mittelalterliche Humoralmedizin stellte wiederholt einen Zusammenhang zwischen der (geschlechterspezifischen) Mischung der Körpersäfte einerseits und dem emotionalen bzw. kommunikativen Verhalten der Geschlechter her.⁸⁸ So galten Frauen im Mittelalter *aufgrund ihrer körperlichen Konstitution* - diese wurde als kälter und feuchter beschrieben als die der Männer - als launisch, emotional unbeständig, ihren Emotionen (Affekten) unterworfen. Schon im Mittelalter wurden Frau(enkörper) und Emotionalität diskursiv eng verknüpft.⁸⁹ Im Fürstenspiegel des Aegidius Romanus (1277-79) lesen wir,⁹⁰ Frauen seien aufgrund ihres weichen und instabilen *Körpers* auch in ihrem Wollen und Begehren instabil und launisch.⁹¹ In seinem (zweiten) Ethik-Kommentar (ca. 1262) schreibt Albertus Magnus,⁹² infolge der 'Weichheit' (*mollities*) ihres Wesens (*natura*) würden die Frauen von ihren Affekten geleitet; sie hätten auch *keine feste körperliche Komplexion*, mit der sie ihre Affekte zur Vernunft hin führen könnten. Deshalb lenkten sie nicht ihre Affekte, sondern würden von ihnen gelenkt.

Diese körperlich bedingte Weichheit der Frau, die angeblich dafür verantwortlich war, dass Frauen ihren Emotionen freien Lauf ließen, konnte in einem anderen diskursiven Zusammenhang (etwa in einer an Männer gerichteten Predigt) auch in einem übertragenen Sinne verstanden und ins Positive gewendet werden. Demnach werden die Frauen als gottesfürchtiger, frömmere, insgesamt als weicher (*mollis*) und als leichter zu besänftigen

⁸⁴ Bereswill u.a., Männlichkeit (2007), S. 13, zu Connell und zu Bourdieu. Vgl. auch Connell, Die Wissenschaft von der Männlichkeit (2000), S. 22: "Körper wiederum bilden die Arena für die Erzeugung von Geschlechtmustern." Damit zielt Connell auf Geschlechterdifferenzierungen. Geschlechterdifferenzen hingegen hat er wohl im Blick, wenn er schreibt: "Männlichkeiten sind weder in unsere Gene einprogrammiert noch sind sie durch soziale Strukturen bestimmt. Sie entstehen im Handeln der Menschen." Dem letzten Satz kann ich allerdings nicht ganz zustimmen. Denn Männlichkeiten existieren oft als Vorstellungen von Männlichkeit, und diese Vorstellungen arbeiten an der *Interpretation* von Handlungen mit. Vgl. dazu etwa Koppetsch/ Burkart, Die Illusion der Emanzipation (1999).

⁸⁵ Dies gegen Laqueur (1990) und Erhart (2005), S. 170.

⁸⁶ Peters, *Gender trouble* in der mittelalterlichen Literatur? (1999), S. 303; Schnell Sexualität und Emotionalität (2002), S. 73, 300f., 332, 338, 394, 473f. u.ö. Allerdings lesen wir auch davon, dass das (gesellschaftlich geforderte) Verhalten der Frauen den Geschlechtskörper beeinflusst; Schnell, ebd., S. 364.

⁸⁷ Stetter'sche Chronik, Konstanzer Stadtarchiv, A I 1, fol. 127. Den Hinweis auf diese Stelle und die Transkription des handschriftlich überlieferten Textes verdanke ich Timo Reuvekamp-Felber (Kiel).

⁸⁸ Vgl. auch Schnell, Haben Gefühle eine Geschichte? (2015); S. 831ff.

⁸⁹ Lisa Perfetti, Introduction, in: Perfetti (Hg.), *The representation of women's emotions* (2005), S. 1-22, S. 4f.

⁹⁰ Aegidius Romanus, *De regimine principum* (1607), S. 272 (II 1,18: [...] *sicut mulieres habent corpus molle et instabile, sic voluntate et desiderio sunt instabiles et mobiles*).

⁹¹ Diese Geschlechtscharakterisierung finden wir noch im 19. und 20. Jahrhundert.

⁹² Albertus Magnus, *Ethicorum libri X*, hg. Auguste Borgnet (*Opera omnia*, Bd. 7), Paris 1891, S. 484 (VII 1,8): *Quemadmodum enim mulieres dicuntur incontinentes: quia ex mollitie naturae habent, quod passionibus ducuntur et non habent constantiam complexionis qua ad rationem ducere valent passiones: et sic non ducunt passiones, set ducuntur ab eis*. Vgl. zu diesen Stellen auch Schnell, Sexualität und Emotionalität (2002), S. 354 mit der entsprechenden Forschungsliteratur.

beschrieben. In seinem Kommentar zum Markus-Evangelium erklärt Albertus Magnus⁹³ den Umstand, dass sich die Frauen über die Fehler ihrer Männer nicht so sehr entrüsten wie umgekehrt diese über die Mängel ihrer Frauen, mit dem weicheren und feuchteren Herzen des weiblichen Geschlechts (die Frau sei *mollis et cordis humidi et de facili placatur*).

In diesen Textbelegen werden Emotionen nicht ausschließlich mit dem weiblichen Geschlecht in Verbindung gebracht, aber deren spezifischer Geschlechtskörper wird für eine besondere emotionale Disposition verantwortlich gemacht. Emotionalität der Frauen und weiblicher Geschlechtskörper bedingen einander. Das Mittelalter entwirft mit dem Bild vom weiblichen als dem weicheren, emotionaleren Geschlecht - das zudem auf den Geschlechtskörper zurückgebunden wird - eine Geschlechtercharakteristik, die dem Frauenbild des 18. bis 20. Jahrhunderts nahekommt. Das wirklich Neue im 18./19. Jahrhundert scheint nicht die Vorstellung von Geschlechtscharakteren, sondern der Rigorismus und die Konsequenz der Geschlechter-Porträtierung zu sein.⁹⁴

7. Crossdressing-Geschichten als Affirmation der Geschlechterdichotomie

Die körperbezogene Geschlechterdifferenzierung zeigt sich ausgerechnet auch bei den Textbelegen, die die aktuelle kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung gerne für die These einer fehlenden Geschlechterdifferenzierung in der Vormoderne ins Feld führt: die *crossdressing*-Geschichten. Diese berichten davon, dass eine weibliche bzw. männliche Figur die Kleidung des jeweils anderen Geschlechts annimmt und so eine andersgeschlechtliche Rolle spielt.⁹⁵ Meist liegen diesen Vertauschungen der Geschlechterrollen bedrohliche Situationen zugrunde, so dass das *crossdressing* nicht als Rollenspiel zu verstehen ist, sondern als riskanter Versuch, irgendwelchen Gefahren, vor allem Nachstellungen, zu entinnen.⁹⁶ Auch dem 'Geschlechtertausch' von Frauen, die, als Mann verkleidet, ihren vermissten Mann suchen, liegt eine durchaus brisante Situation zugrunde.

Der Reiz für die mittelalterlichen Rezipienten dieser *crossdressing*-Geschichten bestand darin, die Diskrepanz von Geschlechtskörper und Geschlechtsrolle quasi *live* mitzuerleben, die Entdeckung des wahren Geschlechts einer Figur zu befürchten oder die Wiedererkennung von getrennten Eheleuten zu erhoffen. Keinesfalls haben wir es bei diesen Erzählungen mit einer Auflösung von Geschlechterdifferenzen zu tun. Im Gegenteil, die *Erzählerperspektive* fokussiert die unaufhörliche Reibung von Geschlechtskörper der Figur einerseits und deren Geschlechtsrolle andererseits. Dadurch wird den Rezipienten kontinuierlich zum Bewusstsein gebracht, dass zum weiblichen bzw. männlichen Geschlechtskörper (*sex*) eigentlich ein anderes Geschlechterverhalten (*gender*) gehöre. Unübersehbar wird diese narrative Strategie dort, wo eine *crossdressing*-Geschichte einen komisch-lächerlichen Anstrich erhält. Wenn etwa der kräftige Mannskörper des Achill, den seine Mutter vor den Kriegsgefahren vor Troja zu schützen versucht, in Frauenkleider gesteckt und einer Mädchenschar zugesellt wird, dann provoziert der Text immer wieder Lachen dadurch, dass er die Bemühungen Achills, den graziösen Gang seiner weiblichen Gesellschaft zu imitieren, als gescheitert vorführt. Der männliche Körper des Achill kann eben trotz beharrlicher Anstrengungen nicht das Geschlechterverhalten (*gender*) sich aneignen, das einem weiblichen Geschlechtskörper (*sex*) zukommt.

Männlicher Habitus und weiblicher Habitus differieren, und diese Differenz wird auf den Geschlechtskörper bezogen. In den *crossdressing*-Geschichten wird also keine Auflösung der Geschlechter präsentiert, sondern im Gegenteil deren Zementierung, indem am Gegenmodell stets die Norm aufgerufen wird.⁹⁷

⁹³ Albertus Magnus, *Commentarius in Evangelium Marci*, cap. 10 (Opera, Bd. 9 [2. Teil], Lyon 1651, S. 110b).

⁹⁴ Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 63-68, 318, 409f., 474f. u.ö.

⁹⁵ Zahlreiche Literaturhinweise bei Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 73 Anm. 251; überdies Kerstin Losert, *Überschreitung der Geschlechtergrenzen? Zum Motiv der Frau in Männerkleidern im Dolopathos des Johannes de Alta Silva und anderen literarischen Texten des Mittelalters*, Bern u.a. 2008; Katherine H. Terrell, *Competing gender ideologies and the limitations of language in Le Roman de Silence: Romance Quarterly* 55 (2008) 35-48; Andrea Sieber, *Der Fall Achilles. Begehren und gender-Dynamik im mittelalterlichen Antiken-Roman*, in: Sabine Flick/Annabelle Hornung (Hgg.), *Emotionen in Geschlechterverhältnissen* (2009), S. 125-140; Sieber, *Paradoxe Geschlechterkonstruktionen bei Ulrich von Liechtenstein* (2010); Schnell, *Rezension zu Andrea Moshövel, wiplich man. Formen und Funktionen von 'Effemination' in deutschsprachigen Erzähltexten des 13. Jahrhunderts*, Göttingen 2009: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 140,4 (2011) 540-548; Andrea Schallenberg, *Spiel mit Grenzen. Zur Geschlechterdifferenz in mittelhochdeutschen Verserzählungen*, Berlin 2012; Schnell, *Queer Studies in der Mediävistik. Anspruch und Wirklichkeit* (Teil 2): *Zeitschrift für deutsche Philologie* 132 (2013) 103-128, bes. S. 104-109 u. 112-114; Matthias Kirchhoff, "Nu merket baz". *Der Borte, Wigalois und die queer-Forschung*, in: *Aktuelle Tendenzen der Artusforschung*, hg. Brigitte Burrichter u.a., Berlin/Boston 2013, S. 421-436.

⁹⁶ Auch das Maskerade-Konzept ist darauf nicht anwendbar; vgl. Benthien, *Das Maskerade-Konzept* (2003) (S. 51ff. zu Kleiderwechsel und Verkleidung). Ohnehin diskutiert Benthien die Kategorie Maskerade allein anhand von Verkleidungen im Alltag. Für den Fall, dass ein *Erzähler* eine Verkleidungsgeschichte kommentierend begleitet, sind weitere und andere Überlegungen anzustellen.

⁹⁷ Während der Kleidertausch bei männlichen Figuren vom Erzähler oft ins Lächerliche gezogen oder negativ konnotiert wird, wird das Ansehen weiblicher Figuren, die sich als Männer verkleiden und auch männlich agieren, vom Erzähler erhöht. Für Männerfiguren bedeutet der Geschlechtertausch einen Abstieg, für Protagonistinnen ein Aufstieg. Eine Frau in

8. Gleichheit der Gefühle - Differenz der Ausdrucksformen

Die vorangegangenen Ausführungen könnten den Eindruck erwecken, dass in der Vormoderne eine klare Abgrenzung von Männlichkeit und Weiblichkeit geherrscht habe und dass das, was Männlichkeit sei, eindeutig und zweifelsfrei definiert worden sei. Tatsächlich lehren die *crossdressing*-Geschichten, dass der Geschlechtskörper (*sex*) in der Vormoderne ein bestimmtes Geschlechterverhalten (*gender*) gefordert hat. Diese Verkettung von Geschlechtskörper und Geschlechtsverhalten sowie die Kontrastierung der Geschlechtskörper legen die Vermutung nahe, dass sich die beiden Geschlechter auch in der Art und Weise, in der sie ihre Emotionen ausdrücken, unterscheiden. Diese Vermutung wird bestätigt werden. Zugleich aber konfrontieren uns mittelalterliche Quellen mit der Auffassung von der Gleichheit der Gefühle bei den zwei Geschlechtern. Dieser Befund widerspricht den Grundthesen der sozialkonstruktivistisch ausgerichteten Geschichtswissenschaft. Denn gemäß der sozialkonstruktivistischen Richtung der geschichtswissenschaftlichen Emotionsforschung ist anzunehmen, dass die (unterschiedlichen) Ausdrucksformen von Emotionen auch das emotionale Erleben prägen. Dies wiederum würde bedeuten, dass den beiden Geschlechtern im Mittelalter unterschiedliche Emotionserfahrungen zugeschrieben wurden.

Doch das Mittelalter kennt Stimmen, die Männern und Frauen eine *ähnliche* Empfindungswelt zuschreiben. So meint etwa Bischof Marbod von Rennes (Ende 11. Jh.), Frauen und Männer würden bei Freude und bei Schmerz ähnlich empfinden.⁹⁸ Diese Aussage wird man zunächst nicht in Einklang bringen können mit den oben angeführten Aussagen anderer mittelalterlicher Autoren, wonach die unterschiedlichen Geschlechtskörper von Mann und Frau für deren unterschiedliche emotionale Disposition verantwortlich seien. Doch wäre es verfehlt, für das Mittelalter eine Einheitlichkeit von Geschlechterprojektionen zu erwarten. In unterschiedlichen Diskursen, Textfunktionen und Kommunikationssituationen wurden eben unterschiedliche Positionen bezogen. Marbods Statement führt uns auf eine andere Spur. Marbods Aussage zufolge erleben Männer und Frauen Freude und Leid in ähnlicher Weise. Doch in zahlreichen mittelalterlichen Texten wurde den Männern untersagt, ihrem Verlustschmerz in derselben (maßlosen) Weise wie die Frauen *Ausdruck* zu verleihen. So lässt etwa eine Figur in Hartmanns von Aue 'Klagebüchlein' verlauten, es sei unmännlich zu weinen.⁹⁹ Schon Cicero kritisiert die konventionellen Gesten des Schmerzes (Kleider zerreißen, die Brust schlagen, Haare ausreißen) als spezifisch weibliche Trauer.¹⁰⁰ Die mittelalterliche 'Alexiuslegende' schildert genau diese Gesten der Trauer (Haare raufen, Brüste schlagen) als weiblich.¹⁰¹ Der Arzt und Alchemist Paracelsus (16. Jh.) bezeichnet das Weinen als Zeichen exzessiver Erregung und ordnet es den Frauen zu. Er selbst befürwortet einen kontrollierten Umgang mit den eigenen Gefühlen.¹⁰² Der Philosoph und Staatstheoretiker Thomas Hobbes (17. Jh.) meint ebenfalls, Frauen seien eher zum Weinen geneigt als Männer.¹⁰³ Für Kant (18. Jh.) stellt Weinen ebenfalls eine typisch weibliche Geste dar; beim Mann nehme sich das Weinen "weibisch" aus.¹⁰⁴ Die Zuordnung heftiger Trauergebärden zum weiblichen Geschlecht in der Vormoderne¹⁰⁵ ist angesichts der Tatsache verständlich, dass die mittelalterliche Kirche immer wieder dazu ermahnte, nicht zu sehr zu klagen, vor allem sich bei Totenklagen zu mäßigen.¹⁰⁶ Denn eine solche Mäßigung traute man den Frauen nicht zu.¹⁰⁷

Männerkleidern provoziert die traditionelle Geschlechterdichotomie nicht so sehr wie ein Mann in Frauenkleidern. Vgl. auch Mathew S. Kuefler, *Male friendship and the suspicion of sodomy in twelfth-century France* (2003), S. 166f.

⁹⁸ Marbod, *Liber decem capitulorum*, hg. von Walther Bulst, Heidelberg 1947, cap. IV 'De matrona', V. 11f. (*Aequae vestimus, fletum risumque movemus/ Affectu simili ...*): "Wir kleiden uns gleich, Weinen und Lachen bringen wir aus einem ähnlichen Affekt hervor."

⁹⁹ Hartmann von Aue, *Klagebüchlein*, hg. Ludwig Wolff, München 1972, V. 375f.

¹⁰⁰ Cicero, *Tusculanae disputationes* - Gespräche in Tusculum, Lateinisch/Deutsch, übers. u. hg. von Ernst Alfred Kirlfel, Stuttgart 1997, III 36.

¹⁰¹ Karlheinz Gierden, *Das altfranzösische Alexiuslied der Handschrift L*, Meisenheim 1967, S. 39-76.

¹⁰² Niklaus Largier, *Die Kunst des Weinens und die Kontrolle der Imagination*, in: Kasten u.a. (Hgg.), *Kulturen der Gefühle* (2002), S. 171-186.

¹⁰³ Newmark, *Weibliches Leiden - männliche Leidenschaften* (2008), S. 11.

¹⁰⁴ Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, hg. u. eingel. von Wolfgang Becker, Stuttgart 1983, § 76; auch zitiert von Newmark, *Weibliches Leiden - männliche Leidenschaften* (2008), S. 11.

¹⁰⁵ Auch die Kritik über zu heftiges Klagen traf die Frauen; Katharine Goodland, "Us for to wepe no man may lett". Resistant female grief in the medieval English Lazarus plays, in: Perfetti (Hg.), *The representation of women's emotions* (2005), S. 90-118.

¹⁰⁶ *Facetus cum nihil utilius*, hg. L. Zatocil, Cato à Facetus, Brno 1952, Str. 112; Herbort von Fritslar, *Liet von Troye*, hg. Ge. Karl Frommann, Quedlinburg/Leipzig 1837 (Nachdruck Amsterdam 1966), V. 2810ff.; Wolfram von Eschenbach, *Willehalm*, Mhd. Text und nhd. Übersetzung, übers. von Dieter Kartschoke, Berlin 1989, 457,3ff.; Chaucer, *Die Canterbury-Erzählungen*. Mittelenglisch und Deutsch. In deutsche Prosa übertragen von Fritz Kemmler. Mit Erläuterungen von Jörg O. Fichte, 2. Aufl., München 2000, Bd. 2, S. 862-866 (*The tale of Melibee*, VII 973-1000); Matthäus Bernards, *Die Frau in der Welt und die Kirche während des 11. Jahrhunderts: Sacris erudiri* 20 (1971) 39-100, S. 63f.; Kiening, *Schwierige Modernität* (1998), S. 403-414; Réal, *Vie des saints* (2001), S. 452f.

¹⁰⁷ Andererseits erwartete man von Frauen den Anschein tiefer Trauer, eher als von Männern, so dass eine für die Frauen paradoxe Situation entstand. In zahlreichen höfischen Romanen fiel das Trauern den Frauen auch einfach deshalb zu, weil sie diejenigen waren, die - nach dem Tod des Ehemannes oder des Geliebten - noch am Leben waren; Elisabeth Lienert, *daz*

Dem weiblichen Geschlecht wurde also vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert für den Fall, dass der Tod eines nahestehenden Menschen zu beklagen war, eine besondere Nähe zum Klagen, Weinen, Trauern unterstellt.¹⁰⁸ Ob diese Korrelation von Weiblichkeit und Emotionsausdruck stets und nur mit der mangelnden Vernunft erklärt worden ist, wie Newmark meint,¹⁰⁹ möchte ich bezweifeln. Im Alltag sozialer Praktiken wird man - die Männer - gesagt haben: 'So sind halt Frauen'. Somit sind Geschlecht und Emotion miteinander verbunden.

Nimmt man jedoch Marbods Aussage - Frauen und Männer würden Leid und Freude ähnlich empfinden - ernst, wird die Relationierung von Geschlecht und Emotion differenzierter gesehen werden müssen. Nicht die *Emotion* Leid ist es, die den Frauen im Besonderen zugeschrieben wurde, sondern es sind die *Ausdrucksformen* der Emotion Leid: die Art der Trauer, die Klagegebärden (Weinen, die Brüste schlagen, laut schreien).¹¹⁰

Angeht die zahlreichen vorliegenden Dokumentationen des Klagens und Trauerns in der Vormoderne¹¹¹ verwundert die These von Peter N. Stearns und Mark Knapp, zu Beginn des 19. Jahrhunderts sei es zur Intensivierung des Schmerzes gekommen. Bis ins 18. Jahrhundert habe eine gewisse Gefühlskälte vorgeherrscht, sogar bei Verlust der eigenen Kinder oder des Ehegatten. Diese Zurückhaltung sei bedingt gewesen durch die Repression der Kirchen, nicht allzu sehr zu trauern.¹¹² Wenn Stearns und Knapp meinen, das Gefühl des Verlustschmerzes sei in der Vormoderne verlorengegangen und im 19. Jahrhundert neu belebt worden, wird man dem widersprechen müssen. Etwas ganz anderes ist es - und damit komme ich auf meine Ausgangsfrage zurück -, wenn man zwischen der Geschichte der Emotion (Verlustschmerz) und der Geschichte der *Ausdrucksformen* dieser Emotion (Verlusttrauer) unterscheidet. Möglich ist, dass sich die Art und Weise, wie dem seelischen Schmerz *Ausdruck* verliehen wurde, um 1800 verändert hat. Ob damit zugleich eine Veränderung der Emotion selbst erfolgt ist, wage ich nicht zu entscheiden. Doch die Aussage des mittelalterlichen Bischofs (Marbod), Männer und Frauen würden Leid und Freude in ähnlicher Weise empfinden, einerseits und die im Mittelalter vor allem den Frauen zugeschriebene soziale Praxis des Trauerns andererseits legen es nahe, zwischen Emotion und Ausdrucksformen zu unterscheiden.

Auch der Ausdruck der *Freude* war im Mittelalter geschlechtsspezifisch geregelt, freilich nur für den Bereich des höfischen Zusammenlebens. So war es den Damen, die etwas auf sich hielten, verboten, ihr Lachen in derselben (ungenierten) Weise wie die Männer zu praktizieren. Sie durften beim Lachen den Mund nur so weit öffnen, dass die Zähne nicht sichtbar wurden.¹¹³ Dies galt als unfein, unästhetisch, als unvereinbar mit der den Frauen zugeschriebenen Schamhaftigkeit und dem bei den Frauen gesuchten Schönheitsideal. Möglicherweise hat diese auf das Lachen von (höfischen) Frauen zielende Beschränkung auch deren Erleben von Freude beeinträchtigt.

Wie passen nun Marbods Feststellung (11. Jh.), Männer und Frauen würden Freude und Leid in ähnlicher Weise erfahren, und die geschlechtsspezifischen 'Ausführungsbestimmungen' bei Trauer und Freude zusammen? Die Auflösung des scheinbaren Widerspruchs besteht wohl in einer Unterscheidung von emotionaler Erfahrung einerseits und Ausdrucksformen von Emotionen andererseits. Die Geschlechter werden oft nicht aufgrund unterschiedlichen emotionalen Erlebens, sondern aufgrund differenter *Ausdrucksformen* von Emotionen gegeneinander abgegrenzt.¹¹⁴

beweinten sît diu wîp. Der Krieg und die Frauen in mittelhochdeutscher Literatur, in: Vom Mittelalter zur Neuzeit. Festschrift für Horst Brunner, hg. Dorothea Klein, Wiesbaden 2000, S. 129-146.

¹⁰⁸ Gisela Ecker (Hg.), Trauer tragen - Trauer zeigen. Inszenierungen der Geschlechter, München 1999.

¹⁰⁹ Newmark, Weibliches Leiden - männliche Leidenschaften (2008).

¹¹⁰ In den italienischen Städten des 13./14. Jhs. richteten sich die Bemühungen, das öffentliche Klagen bei Begräbnissen zurückzudrängen, allerdings gleichermaßen gegen Männer und Frauen. Möglicherweise bestand aber hinsichtlich der Frauen besonderer Handlungsbedarf. Vgl. Diane Owen Hughes, Mourning rites, memory, and civilization in premodern Italy, in: Jacques Chiffolleau u.a. (Hgg.), Riti e rituali nelle società medievali, Spoleto 1994, S. 23-38; Carol Lansing, Passion and order. Restraint of grief in the medieval Italian communities, Ithaca/ London 2007; dazu die weiterführenden Überlegungen von Martin G. Eisner, Review of Lansing, Carol, Passion and Order: H-Italy, H-Net-Reviews. September 2010 (vor allem zur Relation von Gender, Emotion und Ratio).

¹¹¹ Vgl. zuletzt Tolmie/ Toswell (Hgg.), Laments for the lost in medieval literature (2010); Schiewer u.a. (Hgg.), Schmerz in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (2010).

¹¹² Stearns/Knapp, Historical perspectives on grief (1996).

¹¹³ Vgl. Schnell, Haben Gefühle eine Geschichte? (2015), S. 863-875.

¹¹⁴ Diese Einschätzung wird für das 20. Jahrhundert bestätigt durch die Studie von Leslie Brody, Gender, emotion, and the family, Cambridge (Mass.)/London 1999 (passim). Sie grenzt die beiden Geschlechter nicht aufgrund unterschiedlicher Emotionen bzw. Emotionserfahrungen ab, sondern aufgrund der unterschiedlichen Art und Weise, Emotionen auszudrücken. Ähnlich bei Rosenwein, Gender als Analysekategorie (2008), S. 98f.; Orly Turgeman Goldsmith/Leonard Weller, "Talking emotions" (2000); A. M. Kring/A. H. Gordon, Sex differences in emotion: Expression, experience, and physiology: Journal of Personality and Social Psychology 74 (1998) 686-703; Shields, Speaking from the heart (2002), bes. S. 173 ff. (unterscheidet eine kontrollierte "manly emotion" und eine weibliche "extravagant expressiveness"); Klara Spalek u.a., Sex-Dependent Dissociation between Emotional Appraisal and Memory. A Large-Scale Behavioral and IMRI Study: Journal of Neuroscience (2015) [doi:10. 1523/jneurosci.2384-14.2015]; Landweer, Fühlen Männer anders? (1997), S. 265 ("Die Unterscheidung zwischen dem Gefühl selbst und seinem Ausdruck scheint mir für die Konstruktion von Gefühlen durch Geschlecht fundamental zu sein. Man könnte sagen, dass Männer und Frauen in derselben Situation nicht etwa verschiedene Gefühle haben, aber daß der Ausdruck einiger Gefühle wie etwa Scham, Peinlichkeit, Zorn und Stolz geschlechtsspezifisch kodiert

Es genügt für unseren Fragezusammenhang also nicht, nach der Relation von Geschlecht und Emotion zu fragen. Es wurde im Mittelalter für möglich gehalten - und wird in der Moderne ebenfalls vermutet¹¹⁵ -, dass die beiden Geschlechter hinsichtlich ihres emotionalen Empfindens weitgehend übereinstimmten. Für die Ausdrucksformen wurde eine solche Konvergenz nicht angenommen. Die Frage nach der Relation von Geschlechtergeschichte und Emotionsgeschichte müsste also erweitert werden um den Aspekt der Emotionsausdrucksgegeschichte.

Damit aber würde eine fundamentale Position der sozialkonstruktivistisch bestimmten Emotionsforschung in Frage gestellt: dass nämlich Emotionen und Ausdrucksformen von Emotionen in gleicher Weise soziokulturell bestimmt seien und - weil untrennbar miteinander verbunden - auch nicht in unterschiedlichen Relationen auftreten könnten. Der hier für das Mittelalter dokumentierte diskursive Befund zwingt dazu, die von verschiedenen Emotionstheorien unterstellte automatische Koppelung von Emotion und Emotionsausdruck zu hinterfragen.¹¹⁶

Für unseren spezifischen Frageansatz - Inwieweit wird die Unterstellung der *Manosphere*, erst seit Ende des 20. Jhs. sei das Männliche in den Bannkreis des Weiblichen geraten, dem historischen Befund gerecht? - ergibt sich die vorläufige Erkenntnis, dass zumindest in der Emotionsgeschichte Parallelisierungen von Männlichkeit und Weiblichkeit vorkommen - und somit eine Nivellierung des Verhaltens von Männern und Frauen zu konstatieren ist.

9. Feminization und effeminatio in Vormoderne und Moderne

"Tatsächlich gehört es zur modernen Geschichte der Geschlechter, daß sich Männer - sowohl aus »emanzipatorischen« als auch aus machtstrategischen Gründen - probate Anteile des »Weiblichen« aneignen können [...]." Dies schreibt Walter Erhart in seinem lesenswerten Forschungsbericht zur neueren Männlichkeitsforschung.¹¹⁷ Dadurch ergäben sich "Konturen einer »anderen« Geschichte moderner Männlichkeit".¹¹⁸ Das Beispiel 'empfindsamer', d.h. schwärmerisch-affektiver Goethe-Lektüren um 1800, die **beide** Geschlechter gleichermaßen erfasst habe, würde keineswegs auf eine Verflüssigung der Geschlechtergrenzen, sondern auf ein neues Männlichkeitsbild schließen lassen.¹¹⁹ Der männliche Geschlechtscharakter werde neu formuliert. "Dementsprechende Goethe-Leser - so läßt sich vermuten - bildeten ihre Gefühle und Geschlechtscharaktere nach Maßgabe jener neuen »sanften« Männlichkeit."¹²⁰ Die als empfindsam proklamierten Männlichkeiten ließen sich nicht "als »feminine« Abweichung von (hegemonialer) Männlichkeit verbuchen", sondern seien "als Wandel der Männlichkeitsbilder" zu verstehen (S. 188). Zwar stelle sich eine partielle Auflösung der traditionellen Zuordnung von biologischem Geschlecht ('Mann', 'Frau') zu den "kulturell codierten Vorstellungskomplexen »Weiblichkeit« und »Männlichkeit«" ein, doch dies bedeute keine Auflösung der Geschlechtergrenzen (S. 190).

ist: Abhängig von dem jeweils spezifischen Kontext *zeigen* Männer möglicherweise Verlegenheit, Angst und Trauer anders als Frauen"; Hervorhebung im Original). Diese These impliziert die Annahme, dass Emotion und Emotionsausdruck nicht immer zusammengehen, eine Auffassung, die einige Emotionshistoriker nicht teilen; vgl. dazu Schnell, *Haben Gefühle eine Geschichte?* (2015), S. 126-144. Vgl. auch Landweer, *Sozialität und Echtheit der Gefühle* (2007), bes. S. 67 (die *Ausdrucksformen* von Gefühlen seien oft mit *doing gender* verknüpft.).

¹¹⁵ Vgl. vorige Anmerkung.

¹¹⁶ Damit holt uns das Problem der Relationierung von 'Innen' und 'Außen' ein. Vgl. Schnell, *Haben Gefühle eine Geschichte?* (2015), Kapitel III und IV.

¹¹⁷ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 189. Er weist zugleich darauf hin, dass eine entsprechende "und bislang weitgehend tabuisierte *Female Masculinity* [...] als Option der *gender politics* historisch erst entdeckt" werden müsse (S. 189f.). In der Mediävistik und Renaissanceforschung freilich hat das Gegenstück der 'männlichen Frau' (*femina virilis*) einige Aufmerksamkeit erlangt. Hier können nur einige Arbeiten genannt werden: Sandra Clark, *Hic mulier, haec vir, and the controversy over masculine women: Studies in Philology* 82,2 (1985) 157-183; Aspegren, *The male woman* (1990); Martin Ibarra Benlloch, *Mulier fortis. La mujer en la fuentes cristianas* (280-313), Zaragoza 1990; Margaret L. King, *Frauen in der Renaissance*, München 1993, S. 227ff.; Barbara Zühlke, *Christine de Pizan in Text und Bild. Zur Selbstdarstellung einer frühhumanistischen Intellektuellen*, Stuttgart/Weimar 1994, S. 82-86 u. 191ff.; Barbara Newman, *From virile woman to Woman Christ. Studies in medieval religion and literature*, Philadelphia 1995, bes. S. 3-7, 19-45 u. 137-167; Schnell, Rezension zu Ricarda Müller, *Ein Frauenbuch des frühen Humanismus. Untersuchungen zu Boccaccios De mulieribus claris*, Stuttgart 1992: *Poetica* 27 (1995) 484-490; Schabert, *Englische Literaturgeschichte* (1997), S. 74-80; John Kitchen, *Saints' Lives and the rhetoric of gender. Male and female in Merovingian hagiography*, New York/Oxford 1998, bes. S. 101-133; Carolyn Muessig, *The faces of women in the Sermons of Jacques de Vitry*, Toronto 1999, S. 177-199 (Abdruck des Sermo 3 über die *fortis mulier*); Christine Haag, *Das Ideal der männlichen Frau in der Literatur des Mittelalters und seine theoretischen Grundlagen*, in: Manlichiu wîp, wîplich man, hg. Ingrid Bennewitz/ Helmut Tervoren, Berlin 1999, S. 228-247 (diese Studie auch bei Erhart [2005] erwähnt); Marin Grazia Calzà, *Dem Weiblichen ist das Verstehen des Göttlichen "auf den Leib" geschrieben. Die Begine Maria von Oignies (gest. 1213) in der hagiographischen Darstellung Jakobs von Vitry (gest. 1240)*, Würzburg 2000, S. 190-197; Patrizia Mainoni (Hg.), *"Con animo virile". Donne e potere nel Mezzogiorno medievale (secoli XI-XV)*, Rom 2010.

¹¹⁸ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 188.

¹¹⁹ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 188-190.

¹²⁰ Erhart, ebd., S. 190.

Die von der *Manosphere* beklagte Auflösung männlicher Identität durch die Dominanz weiblicher Verhaltensideale findet in dem von Erhart beschriebenen Diskurs des 18./19. Jhs. insofern eine Vorläufersdiskussion, als Männlichkeit Merkmale des als weiblich geltenden Verhaltens adaptiert.

Es ist zu fragen, ob es ein Kennzeichen der "modernen Geschichte der Geschlechter" darstellt, dass "sich Männer [...] probate Anteile des ›Weiblichen‹ aneignen können" (Erhart, S. 189). Mit dieser geschlechtergeschichtlichen Frage ist ein emotionsgeschichtlicher Aspekt verknüpft: Ändern sich mit den Männlichkeitsbildern auch die Zuschreibungen von Emotionen an das weibliche und männliche Geschlecht? Damit sind wir mitten in der aktuellen Diskussion darüber angekommen, ob und inwieweit die von Vertretern der *Manosphere* geforderte 'echte Männlichkeit' überhaupt jemals in der unterstellten Reinform existiert hat.

Im Folgenden werden einige geschlechter- und emotionsgeschichtliche Aspekte der Vormoderne skizzenhaft zusammengeführt, die in der Forschung meist separat behandelt werden. Es soll deutlich werden, dass die von Erhart der modernen Männlichkeit zugeschriebene Aneignung einiger Merkmale des 'Weiblichen' auch in der Vormoderne zu beobachten ist. Dazu bedarf es freilich einer terminologischen und argumentativen Abgrenzung der Termini *feminization* und *effeminatio*.¹²¹ Mit *feminization* ('Feminisierung') meine ich die aktive und als nützlich eingestufte *Aneignung* von gemeinhin als weiblich codierten Verhaltensweisen durch Männer. Die empfindsame Goethe-Lektüre von Männern des beginnenden 19. Jahrhunderts etwa würde ich der *feminization* zuordnen. Demnach hätten wir es mit einer (neuen) Männlichkeit zu tun, die sich Elemente des 'Weiblichen' aneignet, also feminine Züge zulässt, ohne dass aber die Geschlechterdifferenz verlorengehe.

Mit *effeminatio* ('Verweiblichung') bezeichne ich die *negative Bewertung* der Aneignung von Merkmalen des 'Weiblichen'. *Effeminatio* zielt also auf den Standpunkt von Beobachtern bzw. von wertenden Instanzen, die die Feminisierung (*feminization*) von Männern als Verweiblichung (*effeminatio*) diffamieren.

Im Mittelalter haben wir es mit einer Vielfalt von Faktoren zu tun, die dafür verantwortlich sind, dass sich die soziale Konstruktion von Männlichkeit verändert. Zugleich ist die Relationierung von Männlichkeit und Weiblichkeit in diesem Zeitraum (11. bis 16. Jh.) einem vielschichtigen Prozess unterworfen.¹²² Freilich lässt sich dieser Prozess nur für das Leben und die Literatur an den Bischofs- und Königshöfen, auf den Burgen des hohen Adels, der städtischen Oberschicht und der Welt der gebildeten Laien beschreiben. Diesen Prozess fördern u.a. diese Faktoren:

1. (Höfische) Frauen nehmen Einfluss auf das Verhalten von (adligen) Männern. Als autoritative Instanz für die Bewertung männlichen Verhaltens gelten in der höfischen Kultur seit dem 11. Jahrhundert mehr und mehr auch Frauen. Das Ansehen eines Mannes hängt - so wird es zumindest in der höfischen Literatur immer wieder inszeniert - davon ab, was und wie die Frauen über ihn reden.¹²³ Dies hat zur Folge, dass sich Männer in ihrem Verhalten bemühen, den Bewertungskriterien der Frauen zu entsprechen.¹²⁴ Dies betrifft etwa das Sprechen mit Frauen, das von den Männern anders zu gestalten ist als wenn sie untereinander reden. Männer eigneten sich die 'Rhetorik der Weiblichkeit' an.¹²⁵ Das Ideal des redegewandten, witzig konversierenden, rücksichtsvollen, aufmerksamen Gesprächspartners verdankte sich freilich nicht nur der Tatsache, dass Frauen den Umgang der Geschlechter nun 'lauter' als zuvor den Umgang der Geschlechter bestimmen durften, sondern auch einem Verhaltensideal, das seit dem Frühmittelalter im laikal-klerikalen Adelsmilieu gepflegt wurde: dem Ideal des *vir affabilis*, des leutseligen, freundlichen, sanftmütigen Mannes.¹²⁶

2. Einbeziehung von Frauen in die Welt der Krieger: Das Urteil der Frauen zählte seit dem 12. Jahrhundert auch im genuin männlichen Tätigkeitsbereich des Kampfes, also der Konkurrenz zwischen Männern. Die Schlüsselszene präsentiert der englische Geschichtsschreiber Geoffrey of Monmouth in seiner 'Historia regum Britanniae' (1138). Dort wird ein ritterliches Kampfspiel beschrieben; die höfischen Damen (*facete mulieres*) schauen von den Burgmauern herab dem Treiben der Ritter zu und entzünden so in den Männern die 'heftigsten Flammen der Liebe'. Geoffrey schreibt, diese Damen hätten es für ehrenvoll gehalten, ihre Liebe keinem Mann zu schenken, der sich nicht dreimal im Ritterdienst (*militia*) erprobt habe.¹²⁷ Zwar fassen wir hier 'nur' einen literarischen Entwurf, aber einen, der ein gesellschaftliches Leitbild transportierte. Ähnliche Szenen kennt der

¹²¹ Diese Differenzierung habe ich nicht vorgenommen in Schnell, Gender und Rhetorik (2010).

¹²² Dies lässt sich leicht daran zeigen, dass in ein und derselben Epoche oft unterschiedliche Geschlechterbilder konstruiert werden, die sich sogar widersprechen können. Deshalb liefern uns Diskurse immer nur interessengeleitete Projektionen von der Realität, nicht diese selbst.

¹²³ Vgl. etwa Wolfram von Eschenbach, Parzival, 32,20ff. (ein Mann müsse so auftreten, dass er den Frauen gefalle); die Minnerede 'Die Schule der Ehre', V. 676-681, hg. von Braun/Thiele, Mittelhochdeutsche Minnereden, Bd. 2, Berlin 1967, S. 171ff. (mit Liebenswürdigkeit gewinne ein Mann die Gunst der Frauen).

¹²⁴ Dass die den Frauen zugeschriebenen Bewertungskriterien hauptsächlich von Männern entworfen sind, kann hier vernachlässigt werden.

¹²⁵ Vgl. Schnell, Gender und Rhetorik (2010), bes. S. 4-9; Schnell, Männer unter sich - Männer und Frauen im Gespräch (2008).

¹²⁶ Schnell, Die höfische Kultur zwischen Ekel und Ästhetik (2005), dort die Abschnitte V u. VI.

¹²⁷ Geoffrey of Monmouth, The Historia regum Britanniae. Bern, Burgerbibliothek, MS. 568, hg. Neil Wright, Cambridge 1984, S. 112 (IX 13-14); dt. Übersetzung in König Artus und seine Tafelrunde. Europäische Dichtung des Mittelalters, neuhochdeutsch, hg. Karl Langosch, Stuttgart 1980, S. 38.

höfische Roman des 13. Jahrhunderts zur Genüge.¹²⁸ Ziehen wir den ersten und zweiten Faktor zusammen, stellt sich für die höfische Männlichkeit eine zweifache Aufgabe. Der adlige Mann muss ein feinsinniger, liebenswürdiger ('femininer') Gesprächspartner, zugleich aber auch ein harter ('maskuliner') Haudegen sein, der das Waffenhandwerk versteht.¹²⁹

3. Frauen artikulieren eigene Positionen: Vom 14. Jahrhundert an begegnen wir einer wachsenden Zahl von Texten und Textbelegen, in denen weibliche Autoren eine eigene Auffassung über die bestehenden Geschlechterverhältnisse vertreten oder die sogar von dem Widerstand von Frauen gegen männliche Hegemonie künden. Auch männliche Autoren scheinen von den frauenkritischen Stimmen beeindruckt zu sein. Denn vom 14. Jahrhundert an begegnet in von Männern verfassten Texten die Auffassung, wonach lediglich das Schriftmonopol der Männer an der verbreiteten Misogynie schuld sei. Diese für Frauen missliche Situation würde sich in dem Augenblick ändern, in dem Frauen Zugang zur Schriftlichkeit erhielten.¹³⁰ Männliche Autoren sind es auch, die das ungleiche Machtverhältnis in Liebes- und Ehebeziehung thematisieren und für eine Angleichung plädieren.¹³¹ Was in der *Querelle des femmes* des 16. bis 18. Jahrhunderts als großes publizistisches Thema erörtert wird - die hierarchischen Verhältnisse der Geschlechter -,¹³² beginnt im 14. Jahrhundert. Auch wenn die Forschung die mittelalterlichen Vorläufer nicht als feministisch einstufen möchte, ist der Befund an sich in unserem Fragezusammenhang bemerkenswert. Die Debatte über das Verhältnis der Geschlechter ist in einem bis dahin unbekannten Ausmaß eröffnet und rüttelt an der unangefochtenen, selbstverständlichen, unhinterfragten Hegemonie des Mannes, zumindest auf Diskursebene und zumindest bei den gebildeten Männern.

4. Über den höfischen Bereich hinaus ein weiterer Faktor: Der stärker werdende klerikale Einfluss auf die laikale Welt (Gottesfriedensbewegung, Eherecht, Beichtwesen) brachte nicht nur eine Beschränkung vormals männlicher Privilegien, sondern führte auch in zahlreichen Situationen und Fällen zum Schutz der rechtlich und sozial benachteiligten Frauen. Die Pastoraltheologen schrieben den Frauen eine größere Bereitschaft zu Barmherzigkeit und Mitleid zu. Dem weiblichen Geschlecht insgesamt wurde eine größere Friedfertigkeit bescheinigt. Da Frauen als frömmere galten als Männer, setzten die Seelsorger die Ehefrauen als 'Botschafter der Kirche' ein. Sie sollten ihre zu Streit neigenden Männer zu einem sanftmütigeren Lebensstil anhalten.¹³³ Im klerikalen Diskurs konnte diese Einschätzung sogar so weit führen, dass Geistliche die Männer selbst aufforderten, etwas von der Weichheit (*mollities*) ihrer Frauen zu übernehmen.¹³⁴ Die pastoraltheologische Aufwertung des Weichen, Sanften, Emotionalen in der sozialen Interaktion konnte also so weit gehen, dass die (als wild geltenden) Männer aufgefordert werden, sich in ihrem Verhalten der Weichheit (*mollities*) der Frauen anzunähern. Die von der modernen *Manosphere* beklagte Infiltration des Männlichen durch Weibliches findet somit auch im Kontext mittelalterlicher Geschlechterkonstruktionen statt.

Man kann zusammenfassen, dass sich vom Mittelalter bis zur Neuzeit hin Männer in höfischen und klerikalen Milieus mit Erwartungen und Forderungen der Frauen konfrontiert sahen und diese Ansprüche reflektierten. Vor dem Hintergrund dieser zugegebenermaßen holzschnittartigen Skizze sind die nun vorgestellten historischen Formen von *feminization* einerseits und *effeminatio* andererseits zu verstehen.

In der höfischen Kultur des Mittelalters kommt es zu einer Annäherung von Männlichkeits- und Weiblichkeitsidealen, die aber, weil strikt an der Geschlechterdifferenzierung festgehalten wurde, einerseits zu einer Neuformulierung von Männlichkeit führte (*feminization*), andererseits von Kritikern als Verweiblichung des Mannes (*effeminatio*) gebrandmarkt wurde. So ist die höfische Kultur des Mittelalters gekennzeichnet von einer Virulenz traditioneller Männlichkeiten. Bedingt ist diese Verunsicherung durch die Aneignung von als weiblich codierten Verhaltensformen durch Männer einerseits und dem Festhalten an der soziokulturell konstruierten Geschlechterdifferenz andererseits. Wenn Walter Erhart (2005) für das 19./20. Jahrhundert von einer merkwürdigen Diskrepanz zwischen den veränderten Männerbildern einerseits und dem Fortleben eigentlich überholter Leitbilder andererseits spricht, so lässt sich diese Einschätzung auch für die Vormoderne in

¹²⁸ Vgl. etwa Gottfried von Straßburg, *Tristan*, hg. F. Ranke, Berlin 1963, V. 681-791; Wolfram von Eschenbach, *Parzival*.

¹²⁹ Zur Schwierigkeit, diesen beiden Ansprüchen zu genügen, s.u. Abschnitt j ("Zusammenfall konkurrierender Männlichkeitsentwürfe"). Vgl. auch die Heldenfigur Horant in dem Heldenepos 'Kudrun', unten Anm. 141.

¹³⁰ Schnell, *Frauendiskurs* (1998), S. 190-192.

¹³¹ Vgl. Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 111; Schnell, *Recht und Dichtung* (2011), bes. S. 34-38 (u.a. zum 'Roman de la Rose' und zu Chaucer); Lipton, *Affections of the mind* (2007), bes. S. 21-50 (zu Chaucers 'Franklin's Tale').

¹³² Vgl. Gisela Bock, *Frauen in der europäischen Geschichte* (2000), S. 13-52; Schabert, *Englische Literaturgeschichte* (1997), S. 67-96; Schnell, *Frauendiskurs* (1998), S. 303ff.; Martin Bausen, *Lob und Unschuld der Ehefrauen. Analytische Betrachtungen zu Leben und Werk des Johannes Freder. Ein Beitrag zur Querelle des femmes des 16. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M. 2002; *Texts from the Querelle, 1521-1615*, hg. Pamela J. Benson, Aldershot 2008; *Texts from the Querelle, 1616-1640*, hg. Pamela J. Benson, Aldershot 2008; *Texts from the Querelle, 1641-1701*, hg. Laura L. Runge, 2 Bde., Aldershot 2007; Annett Volmer, *Die Ergreifung des Wortes. Autorschaft und Gattungsbewusstsein italienischer Autorinnen im 16. Jahrhundert*, Heidelberg 2008; Ulrike Wörner, *Die Dame im Spiel. Spielkarten als Indikatoren des Wandels von Geschlechterbildern und Geschlechterverhältnissen an der Schwelle zur Frühen Neuzeit*, Münster 2010.

¹³³ Schnell, *Macht im Dunkeln* (2004).

¹³⁴ Dionysius Cartusianus, In 2 sent. 18 (*Opera omnia*, Bd. 22, S. 164f.); Jacobus de Voragine, *Sermones dominicales*, o.O. 1484 (II 1 A).

Anspruch nehmen. Der beste Beweis für diese These ist der Umstand, dass, wie im 19./20. Jahrhundert jegliche Abweichung vom traditionellen Männlichkeitsideal - etwa das skizzierte sanfte, empfindsame Verhalten - von vielen Zeitgenossen mit dem Vorwurf der Verweiblichung (*effeminatio*) bedacht wurde. Die Annäherung des 'Männlichen' an weiblich codierte Verhaltensweisen provozierte den Vorwurf der *effeminatio*.¹³⁵

Um die mittelalterlichen Verhaltensanweisungen für Männer im höfischen Bereich geschlechtergeschichtlich einordnen zu können, muss man wissen, dass im Mittelalter und Früher Neuzeit die Mittellage zwischen zwei Extremen als schön galt - ein Erbe der Antike.¹³⁶ Dies konnte die Stimme, das Sprechen, das Gehen, auch die Freigebigkeit oder die Tapferkeit betreffen.¹³⁷ So sollte etwa der Gesichtsausdruck nicht frech, aber auch nicht weich aussehen. Er sollte eine 'strenge Süße' (*rigida dulcedo*) und eine 'süße Strenge' (*dulcis rigor*) ausstrahlen. Damit erscheint ideale Männlichkeit als ein Kipp-Phänomen.¹³⁸ Die Extreme möglicher Gesichtsausdrücke sind auf ein mittleres Maß hin zu vereinen. Damit ist ein wichtiges Prinzip disziplinierten Verhaltens genannt: in allem das mittlere Maß wahren. Dieses Prinzip galt auch für die Gestik. Der *gestus* des Menschen solle sein: angenehm ohne Weichheit (*gratiosus sine mollitie*), gelassen, aber ohne Unordnung (*quietus sine dissolutio*, usw.).¹³⁹ Diesem höfischen Ideal der Mittellage zwischen zwei Extremen ist auch Castiglione im 'Cortegiano' (1528; I 33) verpflichtet, wenn er für das Reden eines Mannes empfiehlt: die Stimme solle nicht zu fein und weich wie die einer Frau, aber auch nicht hart und roh wie die eines Bauern, sondern wohltonend, klar, süß [*suave*] und wohlgefügt sein. Gian Giorgio Trissino (1478-1550) preist in einem seiner der Isabella d'Este gewidmeten Gedichte (1524) deren Stimme: "Der Ton der Stimme ist weder sehr schwach noch so, dass er allzu weiblich [*tropo femminile*] oder schmelzend wäre. Er ist vielmehr lieblich [*suave*] und mild, etwa der eines Knaben vergleichbar, welcher das Jünglingsalter noch nicht erreicht hat".¹⁴⁰ Die Ideale männlichen und weiblichen Sprechens nähern sich einander an.

In dem mittelhochdeutschen Heldenepos 'Kudrun' (ca. 1300) begegnen uns zwei konträre Bewertungen eines männlichen Singens mit hoher (und süßer, weicher) Stimme.¹⁴¹ Der Sangesvortrag des fürstlichen Helden Horant erfährt durch die weiblichen Hörer und den Dichter ein hohes Lob, während ein anderer Held, Fruote, den Gesang seines Gefährten als unpassend tadelt (er spricht von *ungevüege doene*, Str. 382,3).¹⁴² Dass ein kampfprobtter Held zugleich als begabter Sänger auftritt, dürfte uns überraschen, zeigt aber, dass im Mittelalter zwei ganz unterschiedliche Männerbilder (Waffenheld und Künstler) durchaus harmonisiert werden konnten,¹⁴³ diese Verbindung jedoch unterschiedlich bewertet wurde.

Bedenkt man die im Mittelalter übliche geschlechterrelevante Markierung von weich (Frau) und hart (Mann),¹⁴⁴ so lässt sich in dem höfischen Bemühen (12. bis 16. Jh.) um eine Vereinigung von 'weichen' und 'harten' Verhaltensweisen unschwer eine Nivellierung eben dieser Geschlechterdifferenzierung erkennen. Säkulare Texte mahnen eine solche Überschreitung angeblich geschlechtsspezifischer Verhaltensweisen geradezu an. Dies kann etwa an mittelalterlichen Normierungen des *Gehens* gezeigt werden.¹⁴⁵ Denn sowohl den Damen wie den

¹³⁵ Dazu ausführlich Schnell, *Die höfische Kultur* (2005), bes. S. 76-86. Dort sind zahlreiche Textbelege zitiert.

¹³⁶ Eine exzessive, exaltierte Körperlichkeit wird schon in Quintilians Rhetorik als weiblich konnotiert und stattdessen eine maßvoll-'männliche' Körpersprache empfohlen. Vgl. Susanne Gödde, *Actio - Stimme - Körper*, in: Doerte Bischoff/Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), *Weibliche Rede - Rhetorik der Weiblichkeit. Studien zum Verhältnis von Rhetorik und Geschlechterdifferenz*, Freiburg i.Br. 2003, S. 241-247. Einen schönen Textbeleg bietet Notker III. (Notker Labeo), hg. Paul Piper, *Die Schriften Notkers und seiner Schule*, Freiburg i. Br./Tübingen 1882, S. 682f. ('De arte rhetorica', im Abschnitt 'De pronuntiatione': die Gestik eines Redners sollte nicht zu weich und seine Körperbewegungen nicht zu weiblich sein; *Nec molliter agitando sunt gestus [...] nec muliebriter deducenda sunt latera*).

¹³⁷ Hartmann von Aue kontrastiert in seinem Artusroman 'Erec' (ca. 1180) drei Ausprägungen männlichen Verhaltens: den 'Draufgänger' (übermütig, verwegen), den 'Feigling', und als vorbildliche Mittellage den Mann, der zwar die drohende Gefahr fürchtet, aber entschlossen darauf reagiert; Hartmann von Aue, *Erec*, Mhd./nhd., hg., übers. u. kommentiert von Volker Mertens, Stuttgart 2008, V. 8619-8635.

¹³⁸ Vgl. dazu auch Schnell, *Curialitas und dissimulatio im Mittelalter* (2011).

¹³⁹ Dieses Verhaltensideal galt auch im monastischen Bereich; die zitierten lateinischen Ausdrücke sind entnommen Hugo von St. Viktor, *De institutione novitiorum*, cap. 12 (PL 176, Sp. 942A).

¹⁴⁰ Zitiert bei Willy Hirdt, Gian Giorgio Trissinos Porträt der Isabella d'Este. Ein Beitrag zur Lukian-Rezeption in Italien, Heidelberg 1981, S. 35 (dt.) bzw. S. 24 (italienisch). Die gleiche Anleitung findet sich im Verhaltenstraktat des Nicolas Faret (1630; hg. Magendie, Paris 1925, S. 93f.); dazu Louis van Delft, *Entre nature et culture: le statut de la voix dans l'anthropologie classique: Littératures classiques* 12 (1990) 153-163, S. 154. Vgl. auch Giovanni Pontano, *De sermone* [ca. 1500], hg. Sergio Lupi/A. Riscato, Lucani 1954, S. 177 (VI 1 zum *vir facetus*).

¹⁴¹ *Kudrun*, hg. Bruno Symons, 4. Aufl. bearbeitet von Bruno Boesch, Tübingen 1964, Str. 372-439: 'Wie suoze Hôrant sanc'; Str. 398,1: *die süezen wîse*.

¹⁴² Möglicherweise ist diese Kritik Fruotes aus taktischen Gründen geäußert, um vorzutäuschen, er wisse nichts von dem mit dem Sang verknüpften Kalkül, die Königstochter Kudrun zu entführen. Immerhin aber spekuliert er darauf, dass sich die anderen Zuhörer seinem negativen Urteil anschließen.

¹⁴³ Dies gilt insbesondere für den Helden im 'Tristanroman' des Gottfried von Straßburg (ca. 1200). Vgl. auch unten Abschnitt 10.

¹⁴⁴ Vgl. etwa die mittelalterliche Etymologie von *mulier* (aus *mollis* abgeleitet); u.a. Isidor von Sevilla, *Etymologiae*, XI 2,17-19: Vgl. auch Birgit Kochskämper, *Man, gomman inti wît - Schärfe und Unschärfe der Geschlechterdifferenz in althochdeutscher Literatur*, in: Manlîchiu wîp, wîplich man, hg. Ingrid Bennewitz/Helmut Tervooren, Berlin 1999, S. 15-32.

¹⁴⁵ Vgl. Schnell, *Die höfische Kultur* (2005), S. 77f.

männlichen Adligen wird empfohlen, nicht zu langsam und nicht zu schnell zu gehen bzw. keine zu großen Schritte zu machen. Somit ist Frauen und Männern ein mittleres Maß an Schrittfrequenz vorgezeichnet.¹⁴⁶ Da diese Forderung nach einer Mittellage in Gestik, Gehen, Sprechen und Singen nur im höfischen Milieu artikuliert (und möglicherweise befolgt) wurde, rücken Männer und Frauen in diesen sozial höheren Schichten hinsichtlich ihres äußeren Auftretens nahe zusammen. Gleichwohl wird man unterstellen dürfen, dass Männer und Frauen am Hofe die idealtypischen Forderungen geschlechtsspezifisch umgesetzt haben.¹⁴⁷

Die Bemühungen adlig-höfischer Männer um ein 'höfisches' Benehmen, das von jeweils zwei möglichen Extremen gleich weit entfernt ist, waren natürlich stets der Gefahr ausgesetzt, die Grenzen zum als weiblich codierten Benehmen zu überschreiten. Der höfischen Kultur ist die Tendenz eigen, feminine Männer zu 'produzieren'.¹⁴⁸ Insofern muss der höfische Verhaltenskodex als ein Kippphänomen verstanden werden. Jederzeit drohte die Gefahr, dass höfisches Verhalten von Männern ins angeblich Weibliche 'kippte'.¹⁴⁹ Höfisches Auftreten von Männern stand immer auf der Kippe hin zum Femininen.¹⁵⁰

Deshalb ist verständlich, dass die skizzierte Tendenz einer Annäherung von männlichem und weiblichem Verhaltensideal in höfischen Kreisen zahlreiche Kritiker - vor allem im 11./12. Jahrhundert - auf den Plan rief. Für Johannes von Salisbury etwa (12. Jh.) bestand die Gefahr des Hoflebens (*vita curialium*) in seiner Weichheit (*tanta mollities*), die *viri effeminati* hervorbringe oder zumindest Hermaphroditen produziere, die dann Abbild beider Geschlechter (*imago utriusque sexus*) seien.¹⁵¹ Diese Gefahr der Verweichlichung bzw. der Verweiblichung rühre von den Albernheiten (*ineptiae*) und Possen (*nugae*) der *curiales* her. Um die bedrohliche Verweichlichung (*mollities*) zu charakterisieren, verwendet Johannes von Salisbury vor allem solche Adjektive, die uns vom Lobpreis klerikaler und laikaler Fürsten bekannt sind: *dulcis, suavis, gratus, decorus*. Die damit infizierten Männer würden das dem Mann zukommende harte Gesicht (*durus vultus*) mit der weiblichen Lieblichkeit (*muliebris venustas*) vermischen. Aber genau diese Harmonisierung von harten und weichen Körperbewegungen galt in zahlreichen laikalen und klerikalen Lehrschriften als erstrebenswertes Verhalten.

Der Umstand, dass die Kritik an der Verweiblichung von Männern vor allem in Schriften des 11./12. Jahrhunderts belegt ist,¹⁵² könnte die These bestätigen, wonach damals etwas Neues aufgebrochen sei und das Entstehen der 'höfischen' Kultur ins 11./12. Jahrhundert zu datieren sei. Gegenüber einer allzu engen Parallelisierung von schriftliterarischer Artikulation und sozialhistorischer Praxis ist jedoch Vorsicht geboten. Der Widerstreit von höfisch-femininem Männerideal und kriegerisch-maskuliner Männlichkeit lässt sich bis in die christliche Antike zurückverfolgen. Einerseits wird vom Priester gefordert, in der Kirche eine männliche Stärke in der Stimme zu haben, keinesfalls einen weiblichen und weichen Ton in der Stimme anzuschlagen,¹⁵³ andererseits wurde an den Bischöfen schon des 6. Jahrhunderts eine zwischen 'weiblich' und 'männlich' angesiedelte Stimme gepriesen.¹⁵⁴ Deshalb darf es nicht überraschen, dass das Ideal eines sanften, milden,

¹⁴⁶ Auch Fürsten sollen sittsam gehen und nur langsam um sich schauen, also wie Frauen, denen verboten ist, wild um sich zu schauen; vgl. etwa Fürstenspiegel (ca. 1390), hg. Gerd Brinkhus, Eine bayerische Fürstenspiegelkompilation des 15. Jahrhunderts, München 1978, S. 81-101, S. 95 (Zeile 345f.).

¹⁴⁷ Trotz aller Tendenzen einer *feminization* gab es in der höfischen Kultur einen männlichen und weiblichen Habitus, der sich ausdrückt in unterschiedlichen Arten des Gehens, Reitens, Sprechens, Sitzens und Lachens; vgl. Schnell, *Courtly love* und *queer theory* (2012). Freilich hoben sich Männer und Frauen, die die höfischen Verhaltensanweisungen beachteten, von den sozial unteren Schichten ab. In diesem Punkte wäre also Laqueur (1990) zuzustimmen, der im Mittelalter nur eine sozial Hierarchisierung, nicht eine geschlechterrelevante Differenzierung zugestelt (oben Anm. 36 bis 38). Die sozial begründete Differenz konnte aber die Geschlechterdifferenzierung innerhalb des höfischen Lebens nicht verdecken. Überdies lässt die Kritik an der Feminisierung von Männern die traditionelle Geschlechterdifferenzierung durchscheinen. Vgl. auch Juliet Sullivan, *Manners make the man. Gender and social identity in the medieval discourse of conduct*, Diss. Univ. of Rochester 2006.

¹⁴⁸ Man könnte sogar so weit gehen und die kultur- und geschlechtergeschichtliche These wagen, dass *feminization* und 'Zivilisiertheit' des Mannes zusammengehen. Seit den 1980/1990er Jahren wird der Ruf nach stärkerer Einflussnahme der Frau auf alle gesellschaftlichen Bereiche u.a. mit diesem Argument begründet. Die (diskursive) Geschichte dieser Relationierung von Frau und Zivilisierung des Mannes reicht jedoch weit zurück.

¹⁴⁹ Der umgekehrte Fall, dass Frauen ein männliches Auftreten an den Tag legten, verunsicherte die damalige Gesellschaft vor allem in zwei Beziehungen der Geschlechter: im innerehelichen Verhältnis allgemein (die Rede vom 'Sie-Mann') und im sexuellen Bereich im Besonderen: die sexuelle Aktivität von Frauen wurde meist gebrandmarkt. Vgl. etwa Stephen Buchholtz, *Ehe und Herrschaft. Geschlechterbeziehungen in den Rechtsquellen des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlhölter, hg. Erich Donnert, Bd. 4, Weimar u.a. 1997, S. 1-19, bes. S. 12f.

¹⁵⁰ Ein schönes Beispiel bietet Chaucer, *Canterbury Tales*, beim Übergang von 'The shipman's tale' zum 'Prologue of the prioress's tale'. Dort heißt es vom Wirt: 'Und auf diese Worte hin sprach er so höflich wie eine Jungfrau' (*and with that word he sayde, As curteisly as it had been a mayde* VII 445f.).

¹⁵¹ Johann von Salisbury, *Policraticus*, hg. Clement C.J. Webb, Oxford 1909, Bd. 1, S. 329f. (V 10). Dieser Typ des feminisierten *curialis* hat nichts gemein mit dem Männlichkeitstyp des Kriegers, den uns zahlreiche Chroniken überliefern. Aber wie Konrad von Megenberg, *Ökonomik*, Buch II, hg. Sabine Krüger, Stuttgart 1977, II 4,12 (S. 199,11-13) konstatiert, mussten alle Hofbediensteten die "curialitas morum" beherrschen; s. u. Abschnitt 10.

¹⁵² Vgl. u.a. C. Stephen Jaeger, *The origins of courtliness* (1985), S. 158, 176-183, 289 Anm. 9 (zur Kritik an der Feminisierung der Hofleute, *viri curiales*).

¹⁵³ Ambrosius, *De officiis ministrorum*, I 19,84 (PL 16,49 A).

¹⁵⁴ Schnell, *Höfische Kultur* (2005), S. 80.

'süßen', lebenswürdigen Auftretens auch in der Spätantike mit dem anderen (traditionellen) Männlichkeitsentwurf der Antike und des Mittelalters in Konflikt geriet. Dieser Entwurf assoziierte Härte, Strenge, Festigkeit.¹⁵⁵ Dieses traditionelle 'Männlich-Sein' aber drohte ständig in ein derb-bäurisches Verhalten umzuschlagen. Der Versuch, beide Konzepte in Einklang zu bringen, lässt sich ablesen an den linguistischen Formeln 'so - aber auch so', 'nicht dieses allein - sondern auch jenes'. Jedenfalls wird die (geschlechtergeschichtliche) Gratwanderung deutlich, auf der sich der Diskurs über 'höfisches' Benehmen befindet. Er muss ständig den latenten Vorwurf abwehren, Männer, die sich der höfischen *elegantia* befleißigten, würden ein weibliches Verhaltenskonzept übernehmen. Dem höfischen Verhalten wie dem entsprechenden Diskurs drohte ständig das Abgleiten in die Feminisierung oder Androgynie. Das Bestreben um höfisches Benehmen musste - und muss immer noch - ständig befürchten, als weiblich (feminin) gebrandmarkt zu werden. Damit sind wir wiederum mitten in der heutigen *Manosphere*-Debatte angekommen. Trotz der offensichtlich durchgängigen Kritik an einer Abweichung vom 'traditionellen' Männerideal in Antike, Mittelalter und Früher Neuzeit¹⁵⁶ ist nicht zu leugnen, dass die diskursive Gleichsetzung von Hof, 'höfisch Sein' und 'Hofmann' (*curia, curiales*) mit Feminisierung bzw. Verweiblichung schwerpunktmäßig im 12. Jahrhundert auftritt. Das Aufkommen neuer Haartrachten, extravaganter Schuhmode und überhaupt eines Trends bei adligen Männern, sich modisch zu kleiden, hat im 12. Jahrhundert eine besonders heftige Reaktion bei Klerikern hervorgerufen,¹⁵⁷ die glaubten, dadurch sei die Geschlechterordnung gefährdet.¹⁵⁸ Deshalb zog das neue höfische Auftreten oft den Vorwurf der Sodomie auf sich. Der Sodomievorwurf wurde eingesetzt "zur Verunglimpfung der entstehenden höfischen Kultur". Stets ging er zusammen mit dem Vorwurf der Verweichlichung bzw. Verweiblichung (*effeminatio*) und mit der Ermahnung zu 'männlichen' Tugenden wie Kraft und Kühnheit.¹⁵⁹ Noch im 16. Jahrhundert bildete der Vorwurf der Verweiblichung ein zentrales Element der (traditionellen) Kritik an Hof und Höfischem.¹⁶⁰ Sobald eine neue 'höfische' Gesellschaft sich in extensiver Weise Verhaltensideale aneignet, die im geschlechtergeschichtlichen Sinne schon immer als grenzwertig galten, provoziert dies in besonderer Weise Kritik. Solche massiven diskursiven Auseinandersetzungen lassen meines Erachtens einerseits auf besondere Gefährdungen der Geschlechterordnung schließen, andererseits auf eine besondere Sensibilität gegenüber solchen Gefährdungen. Beides geht zusammen.

¹⁵⁵ Vgl. z.B. Haimo von Auxerre (9. Jh.), *Commentarium in Isaia*, 3,4 (PL 116,737D): *Effeminati autem sunt, qui fortitudinem stabilitatemque virilem in femineam molliem habent redactam. Tales sunt hodie principes Iudaeorum, pueriliter videlicet cuncta agentes, nulliusque virtutis existentes.* (Hervorhebung R.S.).

¹⁵⁶ Vgl. etwa Olsen, *Of sodomites, effeminates, hermaphrodites, and androgynes* (2011), S. 252-255, 310-318, 389-403; Angelika Starbatty, *Aussehen ist Ansichtssache. Kleidung in der Kommunikation der römischen Antike*, München 2010, S. 170-180 (zur thematischen Vielfalt der *effeminatio*-Vorwürfe: in der Tyrannenkritik, Völkerkritik, Luxuskritik, weibliches Verhalten von Männern, z.B. weichliches Schreiten). Vgl. etwa Cicero, *Tusculanae disputationes* - Gespräche in Tusculum, Lateinisch/Deutsch, übers. u. hg. von Ernst Alfred Kirlfel, Stuttgart 1997, III 36 ('Was ist nichtswürdiger oder schändlicher als ein verweiblichter Mann?'). Vgl. auch Moshövel, *wiplich man* (2009), bes. S. 55-94.

¹⁵⁷ Henri Platelle, *Le problème du scandale: les nouvelles modes masculines aux XIème et XIIème siècles*: *Revue Belge de Philologie et d' Histoire* 53 (1975) 1071-1096.

¹⁵⁸ Doch die Kritik zieht sich vom 12. Jahrhundert bis zur Frühen Neuzeit; Elke Brüggem, *Kleidung und Mode in der höfischen Epik des 12. und 13. Jahrhunderts*, Heidelberg 1989, S. 152-168; Blanc, *Weibliche Kleidung und männliche Kleidung* (1995), S. 28ff. (der elegante Mann, der sich um gutes Aussehen und um die Pflege des Körpers gekümmert habe, sei von Moralisten kritisiert worden. Er wurde als verweiblicht kritisiert: Er gleiche sich der Frau an und vernachlässige seine Pflichten als Soldat und versage somit auf dem Gebiet, das dem Manne vorbehalten sei.). Giovanni Pontano [1429-1503], *De principe*, hg. Guido M. Capelle, Rom 2003, S. 84-86 (§ 72-74) fordert auf, auch bei der Körperpflege und bei der Kleidung das Mittelmaß zu halten (*ut medium teneamus*) und nicht in eine Verweiblichung abzugleiten. Castiglione, *Cortegiano*, hg. Amedeo Quondam, Mailand ¹¹2003, S. 160 (II 27), plädiert dafür, dass ein Hofmann Wert lege auf eine geschmackvolle Kleidung und sauberes Haar, aber nicht in der Art von Frauen (*ma non però di maniera femminile*). Castiglione, *Cortegiano*, übers. Albert Wesselski, München/ Leipzig 1907, S. 58 (I 19), lässt einen Gesprächsteilnehmer sagen: "So will ich auch, dass das Antlitz unsers Hofmannes nicht weichlich und weibisch sei (*non così molle e femminile*), obwohl dies das Streben vieler ist, die nicht allein die Haare kräuseln und die Augenbrauen ausrufen, sondern sich auch nach Art der liederlichen und leichtfertigen Frauenzimmer schminken und sich beim Gehen und Stehn und bei jeder Bewegung ein so süßliches und schmachtendes Aussehen geben, dass [...]" Mapheus Vegius (1407-1458), *De educatione liberorum et eorum claris moribus libri sex. A critical edition of Books IV-VI*, Wasington (D.C.) 1936, S. 198, betont, dass die Natur jedem der zwei Geschlechter unterschiedliche Gewohnheiten, Kräfte, Bewegungen, Schritte zugeteilt habe. Deshalb sollte ein Mann nicht die Kleidung der Frauen (*muliebrem vestem*) und eine Frau nicht eine männliche Kleidung (*virilem vestem*) anlegen (X 4). Im 'Book of Courtesy' (von William Caxton ca. 1477/78 gedruckt) wird beklagt, dass neue Moden die Welt so verändert hätten, dass Männer fast weibisch erscheinen (*enfemynade*); dazu Gabriele Müller-Oberhäuser, *Norture neue founde or aunccyent. Zur Tradierung von Höflichkeitsregeln*, in: Hagen Keller u.a. (Hgg.), *Schriftlichkeit und Lebenspraxis im Mittelalter*, München 1999, S. 279-297, S. 294.

¹⁵⁹ Thomas Zotz, *Ritterliche Welt und höfische Lebensformen*, in: Josef Fleckenstein (Hg.), *Rittertum und ritterliche Welt*, Berlin 2002, S. 173-229, S. 223f.; Christine Reinle, *Das mittelalterliche Sodomiedelikt im Spannungsfeld von rechtlicher Norm, theologischer Deutung und gesellschaftlicher Praxis*, in: Stefan Esders (Hg.), *Rechtsverständnis und Konfliktbewältigung*, Köln u.a. 2007, S. 165-209, bes. S. 185ff.

¹⁶⁰ Castiglione, *Cortegiano*, hg. Amedeo Quondam, Mailand ¹¹2003, II 2 (S. 121; *gli omini effeminati [...] come disonesti e troppo molli*).

Im 17. Jahrhundert scheint erneut eine soziokulturelle Konstellation eingetreten zu sein, die eine Annäherung von Weiblichkeit und Männlichkeit gefördert hat. Ja, Frauen wurden sogar zu Richtern über das, was als ideales Verhalten von Männern galt. In den französischen Salons dieser Epoche wurde ähnlich wie in der höfischen Kultur des Mittelalters das Ansehen des (gebildeten) Mannes davon abhängig gemacht, dass er bei den Frauen Ansehen genießt. In der Konversationskultur des 17. Jahrhunderts forderten die Damen von ihren männlichen Gesprächspartnern Freundlichkeit, Rücksichtnahme, Sensibilität und die Fähigkeit, in einer distinguierten Weise über Liebe und überhaupt über Gefühle zu sprechen.¹⁶¹ Das für und von Frauen entworfene Wertesystem wurde in den französischen Salons nun zum Maßstab auch für Männer. Die Annäherung von Weiblichkeit und Männlichkeit konnte so weit gehen, dass in einem französischen Traktat von 1655 behauptet werden konnte, 'verweiblicht zu sein', das sei das größte Kompliment, das man einem Mann machen könne (freilich von Frauenseite aus!).¹⁶² Die *feminization* der Gesellschaft - und damit auch ihrer männlichen Mitglieder - wurde durch die Salon-Kultur begünstigt. Selbstverständlich zog diese Feminisierung auch im 17. Jahrhundert die Kritik an den *effeminez* auf sich.¹⁶³ *Feminization* ('Feminisierung') wurde und wird stets vom Vorwurf der *effeminatio* ('Verweiblichung') begleitet.

Auf ganz andere Art, in ganz anderen Lebensbereichen und aus ganz anderen Gründen kam es auch im 19. und 20. Jahrhundert immer wieder zu solchen Annäherungen von Weiblichkeit und Männlichkeit, was wiederum zu Ängsten (jetzt auch der Männer selbst!) vor Verweiblichung führte.¹⁶⁴ Die Tatsache, dass auch das 19./20. Jahrhundert Anlässe und Situationen kennt, in denen gegenüber den Verhaltensweisen von Männern der Vorwurf der *effeminatio* besonders häufig und laut erhoben wurde, deutet im Umkehrschluss wieder auf einen Wandel der Geschlechterrelationierungen hin.

Der Vorwurf der *effeminatio* begleitet die Männergeschichte seit der Antike. Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, die Geschichte der Männlichkeiten sei gekennzeichnet durch die epochenübergreifende Infragestellung von Männlichkeit, insofern Männlichkeit mit Macht identifiziert wird, was Angst vor dem Weiblichen impliziert. Denn Machtpositionen - auch gedachte Machtpositionen - sind ständig der Gefahr ausgesetzt, untergraben zu werden. Deshalb die ständige Angst des Mannes vor Machtverlust, in der Liebe, in der Familie, in der Konkurrenz zum anderen Geschlecht. Angst vor Machtverlust und Angst vor dem Weiblichen gehen meines Erachtens zusammen.¹⁶⁵ Doch in bestimmten Zeiten, in denen Männern eine Annäherung an feminines Verhalten angeraten wird und in denen sie ihr gesellschaftliches Ansehen den Frauen verdanken, kommt es zu besonders heftigen Auseinandersetzungen darüber, was ideales Verhalten von Männern sei. Diese diskursive Auseinandersetzung kann auf verschiedenen Abgrenzungsfeldern stattfinden, so etwa im Mittelalter: Männer vs. Frauen; (harte) Männer vs. (weiche) Männer; Kleriker vs. Laien;¹⁶⁶ höfisch gebildete Männer vs. grobe Bauern. Die konstante Interdependenz von *feminization* und *effeminatio* gliedert sich zeitlich in Perioden besonders heftiger Debatten und ist systematisch zu unterteilen nach den jeweils dominanten Merkmalen der Abgrenzung (Mann/Frau; Mann/Mann; usw.).

Es gehört nicht nur "zur modernen Geschichte der Männlichkeit, daß sich Männer [...] probate Anteile des ›Weiblichen‹ aneignen können",¹⁶⁷ sondern es gehört zur Geschichte der Männlichkeit überhaupt, dass sich aufgrund besonderer soziokultureller Konstellationen (höfische Kultur des 12./13. Jhs.; Salonkultur des 17. Jhs.; Bildungsbürgertum mit der geschlechterübergreifenden affektiven Lektürepraxis; usw.) Männer Merkmale weiblichen (d.h. als weiblich codierten) Verhaltens übernehmen. Vielleicht liegt es an der lediglich periodisch auftretenden *feminization*, dass sich die dabei praktizierten Verhaltensweisen nie dauerhaft als Ausweis einer neuen Männlichkeit etablieren konnten.¹⁶⁸ Immer wieder wurden neue Anläufe zu einer Feminisierung des

¹⁶¹ Eben diese Fähigkeit wurde im 20. Jahrhundert nur den Frauen zuerkannt; s.o. zu Cancian (1986).

¹⁶² Dazu Carolyn C. Lougee, *Le paradis des femmes. Women, salons, and social stratification in seventeenth-century France*, Princeton (N.J.) 1976, S. 32 (zu *Le sieur de Saint Gabriel, Le mérite des dames*, Paris 1655, S. 26f. u. 63).

¹⁶³ Lougee, *Le paradis des femmes* (1976), S. 82.

¹⁶⁴ Vgl. etwa Corrigan, *Business of the heart* (2002), S. 160f. (in den 1850er Jahren von Boston wurde die *feminization* von Männern von einigen wenigen begrüßt, diese *feminization* jedoch von vielen als *effeminatio* ausgelegt und deshalb strikt abgelehnt); Illouz, *Die Errettung der modernen Seele* (2011), S. 137f. (zu einer neuen Management-Kultur).

¹⁶⁵ Vgl. Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 176f. (zur Angst vor Verlust); Bereswill u.a., *Männlichkeit* (2007), S. 12 (zur Angst vor dem Weiblichen), 175-177 (Angst vor Machtverlust); Katie Barclay, *Love, intimacy and power. Marriage and patriarchy in Scotland, 1650-1850*, Manchester/New York 2011, S. 6f. ("male power was frequently insecure, threatened and contradictory"). Vgl. auch Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 107-112, zum städtischen Ordnungsdiskurs des 15./16. Jhs., der die Ehemänner anhielt, die Herrschaftsposition im Haus zu bewahren. Dazu auch Schnell, *Affekte - Raum - Gender* (2023), S. 82f. Vgl. auch unten Abschnitt 11 zur Liebeskrankheit.

¹⁶⁶ Andreas Capellanus (Ende 12. Jh.), *De amore*, hg. E. Trojel, München ²1972, S. 190, lässt eine Dame sagen, ein Kleriker sei wegen seines weiblichen klerikalen Gewandes für sie unattraktiv.

¹⁶⁷ Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 189. Borutta/ Verheyen, *Vulkanier und Choleriker?* (2010), legen Wert auf die Feststellung, dass im 20. Jh. Männlichkeit nicht nur in Abgrenzung von Weiblichkeit definiert, sondern mittels einer Kontrastierung unterschiedlicher Männlichkeiten differenziert wurde (S. 16f.). Dies lässt sich selbstverständlich auch für die Vormoderne sagen. Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 161f., weist hin auf die Existenz mehrerer gleichzeitiger Männlichkeiten innerhalb einer einzigen Gesellschaft und Vielfalt historischer Männlichkeitskonzepte, auch auf die Konflikte zwischen solchen Männlichkeiten. Vgl. auch oben Anm. 5 zu Handels Opern.

¹⁶⁸ Die Praktiken haben sich nicht dauerhaft im männlichen Körper niedergeschlagen.

Mannes unternommen. Doch hartnäckig behauptet sich das 'alte' Männerbild des kriegerischen, aggressiven, harten Mannes (bis in die moderne Zigarettenwerbung hinein). Man sollte sich nicht der Illusion hingeben, dass die gegenwärtigen Tendenzen zu einer erneuten Feminisierung des Mannes dieses alte Bild gänzlich beseitigen könnten. Ganz im Gegenteil. Es kommt zu kritischen Reaktionen, wie *Manosphere* zeigt. Offensichtlich bedarf jede Gesellschaft - unabhängig von den sozial realisierten Relationierungen von Weiblichkeit und Männlichkeit - dieser traditionellen Dichotomie von weicher Weiblichkeit und harter Männlichkeit, und wenn diese Dichotomie auch nur dazu da ist, neue Relationierungen in der Realität zu ermöglichen bzw. sie zu kompensieren.

Zum Schluss ist nach den Konsequenzen und Implikationen der skizzierten Männergeschichte für die Emotionsgeschichte zu fragen. Folgt man der Praxistheorie und ihrer Auffassung von der untrennbaren Einheit von Körper und Emotion - Emotionen als Praktiken würden im Körper materialisiert -, müsste man annehmen, dass die in Mittelalter und Früher Neuzeit von den Männern geforderten höfischen Praktiken des Gehens, Sprechens, Lachens, Singens auch zu einer veränderten Modellierung der Emotionen geführt hätten.¹⁶⁹ Die neue Art, den Frauen gegenüberzutreten und mit ihnen zu konversieren, auch das Bemühen, ständig die Mittellage zwischen extremen emotionalen Haltungen zu halten, sollte auf Seiten der Männer eigentlich zu einem emotionalen Wandel und dabei zu einer Annäherung an die emotionale Disposition der Frauen beigetragen haben. Hat die *Emotionsgeschichte* der sozial höheren Schichten im Mittelalter einen - *geschlechterspezifischen* - Wandel erlebt? Dies herauszufinden bleibt Aufgabe einer künftigen Zusammenarbeit von Emotions- und Geschlechterforschung.

10. Zusammenfall konkurrierender Männlichkeitsentwürfe: Krieger und Hofmann¹⁷⁰

Die im vorigen Abschnitt skizzierte Annäherung von Weiblichkeit und Männlichkeit, insbesondere im 11./12. und 17./18. Jahrhundert, wird begleitet von einer weitgehenden Annäherung zweier konkurrierender Männerbilder: dem (harten, grausamen) Krieger und dem (sensiblen, rücksichtsvollen) Hofmann.

Im 12. Jahrhundert tritt in der Historiographie neben das alte Kriegerideal, das den männlichen Körper fokussiert, ein anderes Verhaltensideal. Dieses Männerideal ist zwar nicht im 12. Jahrhundert entstanden,¹⁷¹ wird aber jetzt in größerem Umfang literarisch greifbar. Es erfasst nun 'neue' soziale Schichten und neue literarische Bereiche. Es handelt sich um das Ideal des am Hofe liebenswürdig, umgänglich, redegewandt auftretenden Mannes, das sich mit dem Kriegerideal sogar in Personalunion zusammensetzen kann - was wiederum Anlass zu Kritik gab.¹⁷² Der im Kampf ungestüm dreinschlagende Held kann in anderer Kulisse, zuhause am Hof in geselliger Umgebung, als witzig-geistreicher Unterhalter agieren.

In seiner Beschreibung der schillernden Persönlichkeit des Wilhelm Rufus führt der Geschichtsschreiber Wilhelm von Malmesbury (12. Jh.) recht gegensätzliche Eigenschaften auf (*magnanimitas, severitas*): nach außen war Wilhelm wild und drohend (*tumido vultu erectus, minaci oculo astantem defigens, affectato rigore feroci voce colloquentem reverberans*), in seinen privaten Gemächern hingegen sanft und zum Scherzen aufgelegt. "Zu Hause und bei Tisch in Gesellschaft seiner Freunde verwandelte sich sein rauhes Wesen; er legte große Milde an den Tag und ließ viele scherzhafte Bemerkungen einfließen. Auf äußerst humorige und urbane Weise erzählte er locker von der einen oder anderen Ruhmestat, die er vollbracht habe."¹⁷³ Wilhelm Rufus habe es jedoch verstanden, auch über seine eigenen Taten zu scherzen und zu sticheln, so dass er möglichen Neid auf seine Leistungen zerstört und seine eigenen Ruhmestaten zu einer scherzhaften Angelegenheit gemacht habe.

Dass im 12. Jahrhundert auch von 'einfachen' Kriegern der Spagat von wild entschlossenem Kampfesmut und höfisch-feinem Umgang gefordert war, belegt ein von dem dänischen Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus (Ende 12. Jh.) berichteter Vorgang. König Knut d. Gr. (gest. 1035) habe sich bemüht, seinen Kriegen höfisches Verhalten am Hofe beizubringen. Weil viele sich im Krieg zwar als tapfer und stark erwiesen, am Hofe aber jegliches feines, diszipliniertes Verhalten hätten vermissen lassen, habe Knut seinen Ratgeber beauftragt, dafür zu sorgen, dass sich die *audacia* der tapferen Krieger mit *comitas* ('Freundlichkeit, Umgänglichkeit') verbinde

¹⁶⁹ Auch wenn die entsprechenden Anläufe immer wieder unterbrochen wurden. Man müsste überdies das soziale 'Absinken' der Feminisierungswellen beachten: vom mittelalterlichen Adel bis zum Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts.

¹⁷⁰ Die folgenden Ausführungen sind entnommen Schnell, *Konversation im Mittelalter* (2008), S. 126-130. Für alle bibliographischen Angaben und die Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschungsliteratur verweise ich auf die dortige Darstellung.

¹⁷¹ Janet L. Nelson, *Gendering courts in the early medieval West*, in: *Gender in the early medieval world: East and West 300-900*, hg. Leslie Brubaker/Julia M. H. Smith, Cambridge 2004, S. 185-197, meint; dass es *courtliness* schon an den Höfen der sog. barbarischen Könige gegeben habe. Vgl. auch Schnell, *Die höfische Kultur* (2005), S. 15-24 (zum höfischen Verhaltensideal in vorottonischen Quellen).

¹⁷² Johannes von Salisbury, *Policraticus*, hg. Clement C.J. Webb, Oxford 1909, Bd. 1, S. 38 (I 5), kritisiert die adligen Männer, die die 'Kraft der Natur' (*robur naturae*) durch den Kunstgriff einer verweiblichten Stimme (*effeminatae vocis articulis*) gebrochen hätten und das männliche Geschlecht (*virilem sexum*) durch weibliche Weichheit (*muliebri mollitie*) entehrten.

¹⁷³ Zitatnachweise bei Schnell, *Konversation im Mittelalter* (2008), S. 126-130.

und dass diesen die Streitlust und Unbeherrschtheit ausgetrieben werde.¹⁷⁴ Kriegerethos und *curialitas* sollten miteinander versöhnt werden.

Das Wissen um die Konkurrenz zweier Lebenswelten und Leitbilder kann sich auch in scheinbar nebensächlichen Szenen eines Textes niederschlagen. So schildert der Autor der *Kaiserchronik* (ca. 1150)¹⁷⁵ die während eines Waffenstillstands stattfindende Begegnung zwischen Almenia, einer Einwohnerin von Viterbo, und dem Römer Totila, der zusammen mit einem Heer die Stadt belagert. Almenia, die zu den *hovesken frowen* (V. 4567) der Stadt gehört, fragt den *rîter von Rôme* (V. 4572), was er vorziehe: mit einer schönen Dame eine ganze Nacht zu verbringen oder am nächsten Tag mit einem ebenbürtigen Gegner zu kämpfen (V. 4585-96). Die Tatsache, dass Totila eine ausweichende Antwort gibt, macht deutlich, welche Gratwanderung das höfische Ritterideal mit seiner Kombination von Kampf und Minne, von Haudegenium und *hövescheit*, zu beschreiten versucht.

Immer wieder stoßen wir in historischen Quellen auf den Tatbestand, dass - wie in der aktuellen *Manosphere* - Kritik laut wird, sobald dem als männlich normierten Verhalten Merkmale eines als weiblich konnotierten Verhaltens eingefügt werden.

Im 14. Jahrhundert mussten die ständig am Kaiserhof weilenden *milites et vasalli* sowohl das Waffenhandwerk beherrschen wie auch den Forderungen des *curialitas*-Ideals entsprechen. Darüber unterrichtet uns Konrad von Megenberg in seiner 'Ökonomik' (ca. 1350): Die *ministri minores imperatoris* sollten sowohl über ein höfisches Benehmen (*curialitas morum*) wie über militärische Fertigkeiten (*armorum industria*) verfügen. Das Töten der Feinde zählte zu ihren Pflichten.¹⁷⁶ Die mittelalterlichen Autoren wussten um die Schwierigkeit, (geforderte) kriegerische Grausamkeit mit liebenswürdig-höfischem Auftreten zu verbinden, hielten aber nichts desto weniger an der Forderung nach Realisierung beider Kompetenzen fest.

Dem angesprochenen Gegensatz ist auch die Opposition von Brachialgewalt und kommunikativer Kompetenz zuzuordnen. Der Florentiner Diplomat und Jurist Brunetto Latini (ca. 1220-1294) lässt in seinem enzyklopädischen 'Tesoretto' ausgerechnet die Frau Tapferkeit (*Prodezza*) sagen: man solle bei Auseinandersetzungen nicht gleich handgreiflich werden, sondern derjenige beweise mehr Mut (*prodezza*), der eine verfahrenere Situation "mit süßen und ruhigen Worten bändigen könne" (*rinfrenar la mattezza con dolci motti e piani*). Beredsamkeit, die ihren Grund in der Selbstbeherrschung besitzt, erhält den Vorzug vor dem bloßen Drauflosschlagen, das den Affekten freien Lauf lässt.¹⁷⁷

Von Männern, die sich dem neuen Verhaltensideal der Bescheidenheit, Sanftmut, Liebenswürdigkeit und Redegewandtheit verschrieben hatten, durften auch neue Formen des verbalen Miteinanders erwartet werden. Andeutungsweise lassen Erziehungstraktate des späten Mittelalters dies erkennen. In dem *Ritterspiegel* des Johannes Rothe (15. Jh.) werden von einem perfekten Ritter neben rein körperlich-militärischen Fertigkeiten (Reiten, Fechten, Schwimmen, Tjostieren, Ringen) auch die Bedienung bei Tisch, Tanzen, höfische Manieren und Brettspiel erwartet.

Seinen literarischen Niederschlag findet die Integration von gelehrter und militärischer Ausbildung sowie von höfischer Unterhaltungskunst in dem höfischen Roman *Wilhelm von Orlens* Rudolfs von Ems (ca. 1240). Denn der Herzogssohn lernt von seinem fünften Lebensjahr an Latein, fremde Sprachen und liest Bücher; mit acht Jahren wird Wilhelm im Reiten, Ringen, Schießen, in der Vogel- und Hundejagd unterrichtet, aber auch im Schachspiel und im Singen. Man wird eine solche Verbindung von gelehrter, militärischer und 'höfischer' Ausbildung zunächst auf den Hochadel beschränken wollen. Doch Abaelard berichtet in seiner Autobiographie (ca. 1120/30), sein Vater, ein in relativ bescheidenen Verhältnissen lebender, aber doch (in späteren Jahren) gebildeter Ritter, habe seinen Söhnen eine gute Bildung geben wollen, bevor diese das Waffenhandwerk erlernten (*litteris antequam armis instrui disponderet*). Der Abt Stephan von Limburg (Ende 11. Jh.) pflegte zu sagen: *Literarum peritiam nemini militaturo obesse* ('Die Begegnung mit den Wissenschaften schadet keinem, der einmal Ritter werden wird'). Der enorme Bildungsanstieg bei Laien ab dem 13. Jahrhundert (bei Adligen wie bei städtischen Amtsträgern) ist inzwischen in einer Fülle einschlägiger Studien dokumentiert.¹⁷⁸

Für den Zeitraum zwischen dem 11. und dem 16. Jahrhundert haben wir Konkurrenzen, Dynamiken und Überblendungen von Männlichkeitsidealen zu konstatieren: gewalttätiger Krieger, redegewandter und sanftmütiger Hofmann.¹⁷⁹ Eine Parallele zur Neuzeit ist nicht zu übersehen, sofern es stimmt, dass in der bürgerlichen Welt des 18. und 19. Jahrhunderts "Männlichkeit in hohem Maße doppelt konstruiert (war): empfindsam und kriegerisch, privat und öffentlich".¹⁸⁰

¹⁷⁴ Man mag hier den Gegensatz von literarischem Ideal des höfischen Ritters und brutaler Gewaltausübung in der sozialen Realität sehen. Doch die doppelte Anforderung an den mittelalterlichen adligen Mann wird auch in der sozialen (und psychischen!) Realität Spuren hinterlassen haben.

¹⁷⁵ Deutsche Kaiserchronik, hg. Edward Schröder, Hannover 1892.

¹⁷⁶ Konrad von Megenberg, Ökonomik, Buch II, hg. Sabine Krüger, Stuttgart 1977, II 4,12 (S. 199,11-13).

¹⁷⁷ Brunetto Latini, Tesoretto, übers. u. eingel. von Dora Baker, Stuttgart 1979, V. 2011-2014.

¹⁷⁸ Zahlreiche Literaturhinweise bei Schnell, Konversation im Mittelalter (2008), S. 131 A. 36.

¹⁷⁹ Der Bildungsanstieg hat zwar den Adel zuletzt erfasst und ist auch kein Kennzeichen einer neuen Männlichkeit, doch mit dem ansteigenden Bildungsniveau ergaben sich neue Tätigkeitsfelder auch für adlige Männer, was zu einer Reflexion über traditionelle Leitbilder führen musste.

¹⁸⁰ Erhart, Das zweite Geschlecht (2005), S. 204.

Mit der Vervielfältigung von Lebensentwürfen ergeben sich - für die Vormoderne wie die Moderne - Möglichkeiten zu wählen. Es stellt sich aber auch die Notwendigkeit ein zu entscheiden. Damit ist die Frage nach dem Verhältnis von sozialen Strukturen und den 'inneren Realitäten' bzw. der psychischen Konstitution von Männlichkeit angeschnitten, die in Erharts Forschungsbericht über Männlichkeiten (2005) immer wieder thematisiert wird. Erhart meint, über das Verhältnis von Außen und Innen von Männlichkeit wüssten wir wenig. Die sozialwissenschaftliche Forschung habe sich vor allem mit den äußeren Faktoren von Männlichkeit befasst, die literaturwissenschaftliche Forschung vor allem mit den 'inneren Realitäten'. "Eine Theorie über die mögliche Vermittlung sozialer und psychischer Faktoren in der Konstruktion vormoderner Männlichkeiten scheint noch kaum greifbar."¹⁸¹ Angesichts der mit dem Hofmann-Status verbundenen neuen körperbezogenen Alltagspraktiken (Redekunst, Schriftlichkeit, Diplomatie, Konversation, u.a.) wird man mit der Praxistheorie auch eine Veränderung der emotionalen Disposition vermuten dürfen. Einen solchen Zusammenhang aufzudecken, wird ebenfalls Aufgabe emotionsgeschichtlicher Studien sein.¹⁸²

11. Gleichheit und Differenz: Liebeskrankheit

In diesem Abschnitt über die Liebeskrankheit laufen mehrere thematische Stränge, die bereits angesprochen wurden, zusammen. Es ist die Angst 'des' Mannes vor der Verweiblichung (*effeminatio*). In engem Zusammenhang damit steht die Angst des Mannes vor Verlust seiner usurpierten, konstruierten oder ihm zuerkannten Machtposition. Involviert ist überdies die Relationierung von Geschlecht und Emotion. Für die Frage nach der entscheidenden historischen Zäsur in der Geschichte von Geschlechtscharakterisierungen könnte es sinnvoll sein zu untersuchen, in welcher Epoche welchem Geschlecht eine besondere Nähe zur Liebesleidenschaft unterstellt worden ist. Welche Antwort gab die Vormoderne auf die Frage, welches Geschlecht eher von Liebe ergriffen bzw. von Liebeskrankheit heimgesucht wird? Wird etwa beiden Geschlechtern ein ähnliches Liebesgefühl unterstellt?¹⁸³ Es geht schließlich um die Diskursivierung von Differenz und Gleichheit der Geschlechter. Dabei zeigt sich, dass die Annahme einer Gleichartigkeit des Fühlens keineswegs Auflösung der Geschlechterdifferenz bedeutet. Denn die *Auswirkungen* von Liebesleidenschaft werden für die Männlichkeit als gravierender bewertet als für die Weiblichkeit.

Diese Aspekte geben insgesamt Anlass, darüber nachzudenken, ob - abseits aller emotionsgeschichtlichen Detailfragen und abseits aller Problematisierungen des Verhältnisses von Diskurs und sozialer Realität - die 'psychische Realität' von Männern prinzipiell eine andere ist als die von Frauen. Denn die epochenübergreifenden ständigen diskursiven Hinweise auf die Gefahr des Machtverlustes des Mannes in der Liebe haben möglicherweise auch eine geschlechtsspezifische psychische Konstitution geschaffen. Die "psychische Gemengelage" in den Männlichkeitsentwürfen der Vormoderne tangiert auch die Relation von Gender und Emotion.¹⁸⁴ Wenn Angst vor Machtverlust zum ständigen Begleiter von Männlichkeit gehört, wird dies Auswirkungen auf die gesamte (konstruierte wie erlebte) psychische Struktur von Männlichkeit bzw. auf die "Innenseite männlicher Identitäten" haben.¹⁸⁵

Noch heute werden in Frauenzeitschriften, Boulevardblättern und Ratgeberliteratur Fragen wie diese diskutiert: Wie lieben Männer, wie lieben Frauen? Lieben Frauen intensiver als Männer? Werden Männer leichter von Liebe erfasst als Frauen?¹⁸⁶ Oder genereller: Fühlen Männer anders als Frauen?¹⁸⁷

Auf die Frage, welchem Geschlecht im Mittelalter das stärkere Liebesverlangen zugewiesen wurde, ist keine einsinnige Antwort möglich. Für die Frage, ob Männer überhaupt anders lieben als Frauen, liegt ein widersprüchlicher Befund vor. Zum Teil liegt diese unbefriedigende Quellenlage daran, dass 'das' Mittelalter einerseits feste Geschlechterstereotypen kannte, diese aber aufgrund entgegenstehender medizinischer 'Erkenntnisse' oder aber widerständiger Realität immer wieder umformulieren musste.¹⁸⁸ Hinzukommt, dass statt einer absoluten oft eine relative Differenz geschlechtsspezifischen emotionalen Erlebens angenommen wurde. So wurde im medizinischen Diskurs gefragt, welches Geschlecht den Geschlechtsverkehr *mehr* begehre; ob Mann oder Frau beim Koitus *größere* Lust empfinde; welches Geschlecht *intensiver* liebe.¹⁸⁹ Anlässlich solcher und ähnlicher Diskussionen kommt es *heutzutage* oft zu simplen Kontrastierungen wie "Männer wollen

¹⁸¹ Erhart, Das zweite Geschlecht (2005), S. 179.

¹⁸² Eine Veränderung der 'tatsächlichen' Gefühle wird allerdings kaum zu belegen sein.

¹⁸³ Vgl. oben Anm. ^" zu dem Marbod-Zitat, wonach Männer und Frauen Freude und Leid in gleicher Weise empfinden.

¹⁸⁴ Zur unzureichenden Erforschung der psychischen Konstitution von Männlichkeit Erhart, Das zweite Geschlecht (2005), S. 168f., 175-179, 196 u. 232 (Zitat S. 176).

¹⁸⁵ Erhart, ebd., S. 196.

¹⁸⁶ Freilich gilt die Aufmerksamkeit meist nicht der Liebe, sondern dem Sex. Vgl. Edith Saurer, Liebe, Geschlechterbeziehungen und Feminismus: L'Homme 8,1 (1997) 6-20. Seit den 1970er Jahren sei das Thema Liebe vom Paradigma Sexualität verdrängt worden. Dass die von mir angesprochenen Fragen zu geschlechterspezifischem Lieben von der Antike bis ins 21. Jh. gestellt werden, belegt erstens, dass eben diese Fragen nicht entscheidbar sind, belegt zweitens ein konstantes Interesse an Geschlechterdifferenzierung.

¹⁸⁷ Vgl. Landweer, Fühlen Männer anders? (1997), S. 249, meint, dies sei eine "philosophisch eher obsolete Frage".

¹⁸⁸ Schnell, Sexualität und Emotionalität (2002), S. 318, 332f., 338, 343 u.ö.

¹⁸⁹ Dazu Schnell, Sexualität und Emotionalität (2002), S. 318-366.

Sex, Frauen hingegen Liebe" oder "Frauen empfinden tiefere Liebe als Männer".¹⁹⁰ Meines Erachtens kann es auf so pauschal gestellte Fragen (lieben Frauen anders als Männer?) ohnehin keine pauschale Antwort geben, weil die Differenzen innerhalb eines Geschlechtes beträchtlich sind und mit mannigfachen 'Schnittstellen' zu rechnen ist. Aber auf Diskursebene lassen sich immerhin die in Antike, Mittelalter und Neuzeit gegebenen Antworten bzw. artikulierten Positionen miteinander vergleichen. Denn die Vormoderne wie die Moderne hat sich mit den angerissenen Fragen befasst.¹⁹¹ Die Sehnsucht nach Dichotomisierung der Geschlechter ist ungebrochen. Während sich aber heutzutage vor allem Psychologen und Philosophen mit solchen Fragen befassen, sind es in der Vormoderne Mediziner, die Fragen nach der unterschiedlichen Liebeserfahrung von Männern und Frauen diskutieren. Dies ein weiterer Beleg dafür, dass schon in der Vormoderne der Geschlechtskörper als Referenzpunkt für die Erklärung von Geschlechtscharakteristiken herangezogen wurde. Vormoderne Beschreibungen von Liebeskrankheit lassen einerseits den Schluss zu, dass Männern und Frauen ein ähnliches Ergriffensein von heftiger Liebe zugeschrieben wurde, nötigen andererseits zur Annahme, dass doch immer wieder Versuche einer geschlechtsspezifischen Abgrenzung vorgenommen wurden. Dabei konnte es durchaus zu *Thesen* einer soziokulturell bedingten Differenz kommen. Dass Frauen das erotische Verlangen intensiver und schmerzvoller erfahren als Männer, wird im Mittelalter zuweilen mit der kulturellen Festschreibung des weiblichen Geschlechts als des schamhafteren Geschlechts erklärt. Frauen durften keinesfalls als erste ihre Liebe zu erkennen geben, schon gar nicht um den Mann werben. Diese den Frauen verordnete passive Haltung führe, so wurde angenommen, zu einem stärkeren, leidenschaftlicheren Liebesgefühl.¹⁹² Hier liegt eine kulturell argumentierende Begründung für das größere Liebesverlangen der Frauen vor. Dennoch bietet das Mittelalter auch Belege für eine vom Geschlechtskörper her argumentierende Begründung für die Auffassung, erotisches Verlangen und besonders die Liebeskrankheit sei eine 'Domäne' der Männer.¹⁹³ Sogar die medizinische Bezeichnung für die Liebeskrankheit (*amor hereos*) wird von 'Mann' (Heroen) hergeleitet. Andererseits besitzen wir aus dem Mittelalter literarische Belege für das gleichzeitige 'Sich verlieben' von Mann und Frau sowie von geschlechterübergreifender Liebeskrankheit.¹⁹⁴ Obwohl die mittelalterliche Medizin auch liebeskranke Patientinnen kennt, vertritt die neuere medizinhistorische Forschung die Auffassung, bis zum 16./17. Jh. hätten vor allem Männer als Liebeskranke gegolten.¹⁹⁵ Vom 16./17. Jahrhundert an sei Liebeskrankheit hingegen als Wesenszug der Frauen begriffen worden.¹⁹⁶ Zum 16./17. Jahrhundert hin habe sich der Fokus immer mehr auf die Frauen hin verschoben. Sie hätten nun als besonders anfällig für die Liebeskrankheit gegolten.¹⁹⁷ Die Frauen würden eher der Liebe verfallen als die Männer.¹⁹⁸

¹⁹⁰ Vgl. u.a. Cancian, *The feminization of love* (1986); s.o. Anm.30. Mögliche geschlechterspezifische Erfahrungen und Formen von erotischer Liebe hat die Psychoanalyse u.a. mit unterschiedlichen emotionalen Bindungen von Mädchen und Jungen an einen Elternteil erklärt. Vgl. auch Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 177; Illouz, *Die Errettung der modernen Seele* (2011), S. 207.

¹⁹¹ Für die Frage nach geschlechtsspezifischem Erleben von Liebeskrankheit und für die Frage nach epochenspezifischem Liebesgefühl sind die Ausführungen von Röttger-Rössler, *Emotion und Kultur* (2002), bes. S. 154-157, bemerkenswert. Diese Studie handelt über die Anzeichen von Verliebtheit bei Jungen und Mädchen der auf einer indonesischen Insel beheimateten islamischen Makassar und bei deutschen Jungen und Mädchen. Die Beschreibungen für Verliebtheit fielen laut Röttger-Rösslers Recherchen für beide Geschlechter identisch aus. Dies stimmt mit zahlreichen mittelalterlichen literarischen Darstellungen von Liebeskrankheit überein. Auch dort findet sich keine signifikante Differenz zwischen Frauen und Männern hinsichtlich der *Symptome* von Liebeskrankheit. Schließt man aus identischen emotionsrelevanten Verhaltensweisen auf identische Emotionen, dann zwingt dieser historische Befund zu zwei Thesen: Zwischen Mittelalter und Neuzeit sind keine gravierenden Veränderungen in der emotionalen Erfahrung von Verliebtheit zu verzeichnen, zumindest nicht bei jungen Heranwachsenden. Die Art und Weise, wie die (erste bzw. starke) Verliebtheit erfahren wird, scheint kulturübergreifend zu sein. Mag auch die Verliebtheit "im makassarischen Kontext pathologisiert" worden sein (Röttger-Rössler, S. 157), im Gegensatz zum modernen deutschen Kontext, so ist darauf hinzuweisen, dass auch im westlichen Abendland starke Verliebtheit bis ins 17. Jahrhundert als Krankheit verstanden wurde, die einer Heilung bedürfe; dazu Schnell, Andreas Capellanus (1982), S. 159-165. Für die Emotionsgeschichte erbringt die Geschlechtergeschichte in diesem Punkt ein doppeltes 'negatives' Resultat: Es gibt keine Veränderungen; es gibt kulturübergreifende Gemeinsamkeiten.

¹⁹² Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 363f.

¹⁹³ Dem Mann wurde eine andere Zusammensetzung der vier Körpersäfte zugeschrieben und daraus eine unterschiedliche Komplexion von Frau und Mann abgeleitet: Die Männer seien heißer als die Frauen und drängten deshalb eher zum Koitus. Freilich wurde der Körper auch zum Diskursfeld widersprechender Positionen; dazu Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 324-331.

¹⁹⁴ Vgl. etwa Meister Otte, Eraclius, hg. Winfried Frey, Göttingen 1983; vgl. außerdem Jean Wirth, *L'image du corps* (2013), S. 129-149, bes. S. 133 u. 142. Dagegen beschränkt sich Judith Klinger, *Exzesse des Begehrens* (2007), auf Textbeispiele von männlichen Figuren.

¹⁹⁵ Cadden, *Meanings of sex difference in the middle ages* (1993), S. 139f. Dazu stimmt, dass Ekelkuren fast ausschließlich für liebeskranke Männer gedacht waren; vgl. Schnell, Andreas Capellanus (1982), S. 159-165.

¹⁹⁶ Vgl. etwa Mary Frances Wack, *The measure of pleasure: Peter of Spain on men, women and lovesickness: Viator 17* (1986) 173-196; eine überarbeitete Fassung in Wack, *Lovesickness in the middle ages. The Viaticum and its commentaries*, Philadelphia 1990, S. 109-125, ebd. S. 121f. Dazu Schnell, *Historische Emotionsforschung* (2004), S. 270f.; Schnell, *Liebesdiskurse im Mittelalter* (2012), bes. S. 55f.

¹⁹⁷ Vgl. auch Urs Benno Birchler, *Die Rolle der Frau bei der Liebeskrankheit und den Liebestränken*: Sudhoffs Archiv 59 (1975) 311-320.

Solche pauschalen Epochenkontrastierungen sind freilich mit Vorsicht aufzunehmen. Denn sie lassen die literarische Vielfalt des Mittelalters außeracht.¹⁹⁹ Ob erst die Frühe Neuzeit Liebeskrankheit als frauenspezifisches Phänomen entdeckt hat, ist bis heute nicht erwiesen.²⁰⁰ Meines Erachtens ist es kennzeichnend für das Mittelalter, dass es zwar Geschlechterabgrenzungen kennt und sogar immer wieder darauf hin arbeitet, dass aber diese Geschlechtercharakterisierungen nicht so konsequent konstruiert wurden wie im 18./19. Jahrhundert. Der Spielraum für die Konstruktion von Geschlechtscharakteren war größer, weil das Mittelalter noch nicht die Vorherrschaft einer einzigen Wissenschaftsdisziplin kannte.

Die diskursive Vielfalt des Mittelalters lässt sich an einer die Liebeskrankheit betreffenden Diskussion belegen. Die medizingeschichtliche Forschung glaubt im 13. Jahrhundert einen Paradigmenwechsel festmachen zu können. Angeblich haben sich im Mittelalter innerhalb der medizinischen Lehre über die Liebeskrankheit die Akzente verschoben. Vom Ende des 13. Jhs. an soll Liebeskrankheit nicht mehr so sehr als somatisches Phänomen (d.h. als eine Angelegenheit von Hoden, Leber und Penis), sondern als psychisch-epistemologisches Phänomen (als Angelegenheit der Vorstellungskraft) betrachtet worden sein.²⁰¹ Freilich wird auch eine entgegengesetzte Entwicklung angenommen.²⁰² Möglicherweise aber existierten die aristotelisch beeinflusste Position und die hippokratisch-galenische Tradition nebeneinander.²⁰³ Die Spannweite medizinischer Erklärungen der Liebeskrankheit war groß.²⁰⁴

Für unsere Frage nach geschlechtsspezifischen Zuweisungen von Liebeskrankheit besitzt diese Diskussion um körperliche oder geistige Unordnung als Ursache für Liebeskrankheit große Relevanz. Denn in der medizinischen Literatur der Vormoderne begegnen Versuche, bei Liebeskrankheit von Frauen körperliche Ursachen anzunehmen, bei Männern hingegen geistige Ursachen zu vermuten.²⁰⁵ Die medizingeschichtliche Forschung hat deshalb lange Zeit die Auffassung vertreten, die Liebeskrankheit von Männern sei im 16./17. als 'erotische Melancholie', als eine Angelegenheit des Intellekts, der Imagination klassifiziert worden, die von Frauen hingegen als bloß körperlich-physiologischer Vorgang (als Störung der Gebärmutter).²⁰⁶ In ihrer Monographie über 'Lovesickness and gender' (2008) hat Lesel Dawson den Nachweis geführt, dass in dem fraglichen Zeitraum (16./17. Jh.) auch Frauen die "intellectual melancholy" zugeschrieben worden sei. Liebeskrankheit als Krankheit des Intellekts bzw. der Imagination (Melancholie) sei also keine ausschließlich männliche Domäne gewesen.²⁰⁷ Aber immerhin ist zu konstatieren, dass Liebe von Frauen eher mit dem Geschlechtskörper in Verbindung gebracht wurde als bei Männern. Damit ergäbe sich also doch eine Differenz in der Relationierung von Geschlecht und Emotion.

¹⁹⁸ Vives, *Institutio feminae christianae*, Basel 1540, I 13, (übersetzt von Christopher Bruno, Augsburg 1544, fol. 43^v): die Frauen, weil zarter und schwächer als die Männer, würden heftiger von der Liebe heimgesucht als die Männer.

¹⁹⁹ So findet sich bei Hartmann von Aue, Gregorius, hg. Burghart Wachinger, Tübingen 1984, V. 842ff., die Auffassung, wonach die Frauen heftiger liebten als Männer; doch widerlege das Schicksal von Gregorius' Vater diese Auffassung. Fulcoius de Beauvais (11. Jh.), *Epistulae*, hg. Marvin L. Colker: *Traditio* 10 (1954) 208-269, betrachtet Liebeskrankheit als eine Angelegenheit von Männern (ep. 16, V. 37-39; S. 252).

²⁰⁰ Dawson, *Lovesickness and gender* (2008), bringt Belege für Liebeskrankheit von Frauen wie von Männern; vgl. auch Schnell, Rezension zu Dawson (2008): *INTAMS review* 16,2 (2010) 225f.

²⁰¹ Cadden, *Meanings of sex difference in the middle ages* (1993), S. 139f.

²⁰² Vgl. etwa Alessandro Arcangeli, *Gioia e tristezza nella tradizione galenica (circa 1275-1525)*, in: Casagrande/Vecchio (Hgg.), *Piacere e dolore* (2009), S. 149-169; im 13.-16. Jh. habe in Westeuropa eine medizinische Emotionstheorie dominiert, die, unter dem Einfluss von Galen und Avicenna, stärker die körperliche, nicht die somatische Dimension der Emotionen thematisiert habe.

²⁰³ Für eine weniger scharfe Trennung der beiden Positionen plädiert Bernhard D. Haage, 'Amor hereos' als medizinischer Terminus technicus in der Antike und im Mittelalter, in: *Liebe als Krankheit*, hg. Theo Stemmler, Mannheim 1990, S. 31-73, bes. S. 52-54. Noch im 17. Jh. wird die Auffassung vertreten, dass das Körperliche und das Emotionale untrennbar verbunden seien. Es gebe keine Bewegung der Seele, die nicht ihre Spuren im Körper hinterlasse; vgl. Dawson, *Lovesickness and gender* (2008), S. 15f. (vgl. meine Rezension dieses Buches in: *INTAMS review* 16,2 [2010] 225f.).

²⁰⁴ Vgl. auch Ortrun Riha, *Emotionen in mittelalterlicher Anthropologie, Naturkunde und Medizin: Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* 14 (2009), Heft 1, S. 12-27, bes. S. 20f.

²⁰⁵ Naauna Cohen-Hanegbi, *The emotional body of women. Medical practice between the 13th and 15th centuries*, in: Nagy/Boquet (Hgg.), *Le sujet des émotions* (2009), S. 465-482, meint, bei den ärztlichen Ratschlägen hinsichtlich des emotionalen Verhaltens (bei Behandlung von Melancholie) spiele der Geschlechtskörper keine Rolle. Dieser generellen Formulierung wird man widersprechen müssen, schon deshalb, weil Melancholie, verstanden als eine Auswirkung des Ungleichgewichts der vier Körpersäfte, vor allem als eine Krankheit von Männern gegolten hat (s. aber die folgenden Ausführungen).

²⁰⁶ Dazu Dawson, *Lovesickness and gender* (2008), S. 3-7.

²⁰⁷ Dawson, *Lovesickness and gender* (2008), S. 91-126. Die These von einem angeblichen Paradigmenwechsel in der medizinischen Zuschreibung von Liebeskrankheit an ein Geschlecht (zunächst die Männer, später eher die Frauen) übernimmt jedoch Dawson (S. 94f.). Im Zeitraum des 16./17. Jhs. seien aber dennoch nicht nur Frauen, sondern auch Männer als liebeskrank beschrieben worden; Dawson, *Lovesickness and gender* (2008), S. 5-7, 91-96 u. 103f. zur Liebeskrankheit von Männern, S. 1-5, 7-10, 91-96, 102-110 u. 187-190, zur Liebeskrankheit von Frauen. Zu Dawsons Studie vgl. meine Rezension in: *INTAMS review* 16,2 (2010) 225f. Pelous, *Amour galant, amour precieux*, Paris 1980 (in der *tendre*-Liebe seien es stets die Männer, die liebten; die Frauen würden als gefühlkalt hingestellt. Ab ca. 1660/70, in der Literatur der *amour galant*, seien auch Frauen als Liebende dargestellt worden).

Dass es überhaupt zu dieser Forschungsdiskussion über die Frage kommen konnte, ob in der Vormoderne die Liebeskrankheit der Männer anders begründet worden sei als die der Frauen, verdankt sich der Tatsache, dass in den historischen Quellen eben diese Frage diskutiert, nur eben unterschiedlich beantwortet wurde. Versuche einer emotionsspezifischen Abgrenzung der Geschlechter kannte also auch das Mittelalter. Nur wurden diese Abgrenzungen nicht mit der Konsequenz wie im 19. Jahrhundert durchgeführt.

Der zitierte Forschungsdissens bestätigt die These, dass es in der Vormoderne keine rigorose, konsequente Geschlechterdichotomie gegeben hat. Dass es aber immer wieder zu solchen Abgrenzungen der beiden Geschlechter - auch in den Diskursen über die Liebeskrankheit - gekommen ist, belegt, wie verbreitet das Denken in Geschlechterdichotomien war. Die Zuschreibung von Liebeskrankheit als einer Störung des Intellekts an das männliche Geschlecht einerseits, deren körperlich bedingte Variante an die Frauen andererseits lässt - auch wenn Dawson gegen die These einer solchen Dichotomie anschreibt - das Bemühen vormoderner Autoren erkennen, eine geschlechtsspezifische Begründung der Liebeskrankheit zu präsentieren. Dass es ein solches Bemühen gegeben hat, belegt die Virulenz geschlechtsspezifischer Projektionen auch in der Vormoderne.²⁰⁸ Die Gleichzeitigkeit zweier Geschlechterkonzepte (Differenz und Gleichheit) kann den Befund, dass immer wieder und gegen alle alltagsweltlichen Wahrnehmungen Dichotomisierungen der Geschlechter angestrebt wurden, nicht widerlegen.

Der skizzierte Forschungsdissens bietet auf unsere Frage nach der Relationierung von Geschlechter- und Emotionsgeschichte eine wenig befriedigende Antwort. Wenn es schon fachspezifischen Detailstudien, die nicht einmal nach emotionalen Erfahrungen, sondern 'lediglich' nach der *Diskursivierung* von emotionalen Erfahrungen fragen, nicht gelingt, ihren Quellen eindeutige Positionen und zeitlich präzise Angaben zur Frage, welches Geschlecht warum und wie eher von Liebeskrankheit ergriffen wird, zu entlocken, dann wird es für die Emotions- und die Geschlechterforschung schwer werden, eine Periodisierung zu erstellen. Können wir also auf die Frage, ob Männern und Frauen in der Vormoderne ein unterschiedliches Affiziertsein in der Liebe zugeschrieben worden ist, keine Antwort geben?

Wenn auch die Zuordnung der Liebeskrankheit zu den beiden Geschlechtern interpretative Spielräume zuließ, so ist doch hinsichtlich der *Auswirkungen* der Liebeskrankheit eine klare Geschlechterdifferenzierung auszumachen. Immer wieder wird die Angst des Mannes vor Machtverlust und *effeminatio* in der Liebe thematisiert. Der Mann hat Angst - bzw. ihm wird die Angst eingeredet -, aufgrund von leidenschaftlicher Liebe zu einer Frau seine Macht über die Frau zu verlieren und in seiner Machtlosigkeit zur Frau zu werden. Und Männern (nicht den Frauen)²⁰⁹ wird von Dritten ihre Liebespassion als Männlichkeitsstörung vorgehalten.²¹⁰ In der Liebe erlange die Frau die Herrschaft über den Mann und mache ihn gleichsam zum 'Sklaven'.²¹¹ Nur die Männer haben Angst, in der Liebe Macht zu verlieren.²¹² Hier bestätigt sich die obige These, wonach (nur) Männlichkeit qua virtueller Machtposition einer (permanenten!) Krise ausgesetzt ist, d.h. der Gefahr eines Verlustes ihrer Macht. 'Der' Mann muss ständig um seine Macht besorgt sein.²¹³ Sie kann ihm - vor allem in der Liebe - entrissen werden. Auch die Umkehrung der Geschlechterhierarchie in der Liebesbeziehung wurde als

²⁰⁸ An einem ganz anderen Krankheitsbild (Wahnsinn bzw. Raserei) versucht Gabriela Signori, Aggression und Selbstzerstörung. "Geistesstörungen" und Selbstmordversuche im Spannungsfeld spätmittelalterlicher Geschlechterstereotypen (15. und beginnendes 16. Jahrhundert), in: Signori (Hg.), Trauer, Verzweiflung und Anfechtung, Tübingen 1994, S. 113-151, bes. S. 125-130, geschlechterspezifische Zuschreibungen nachzuweisen.

²⁰⁹ Für Frauen liegt verständlicherweise keine entsprechende Argumentation vor, da diese, weil angeblich vernunftlos, keine Vernunft zu verlieren hatten.

²¹⁰ Vgl. u.a. Hartmut Kugler, Liebeskrankheit im mittelalterlichen Roman. Einige Beobachtungen unter dem Aspekt der Geschlechterdifferenz, in: Frank Stahnisch/Florian Steger (Hgg.), Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen, Wiesbaden 2005, S. 181-195, S. 187-189 (zum altfranzösischen 'Roman d'Eneas', V. 9079-82, und zu Herborts von Fritslar 'Liet von Troye', V. 11177-80); Winst, 'Weibischer' Liebeskranker und siegreicher Ritter (2006), bes. S. 198ff.

²¹¹ Vgl. etwa Ludovicus Granatensis, *Silva locorum*, Paris 1586, S. 749 (die männliche Stärke werde durch Liebe und Umarmung der Frauen weich); David von Augsburg (13. Jh.), *De exterioris et interioris hominis compositione*, Quaracchi 1899, III 34 (S. 235): *Quae [violencia amoris] mentis vigorem solita est emollire. Gregorius: 'Et ferreas mentes domat libido', sicut Dalila Samsonem fortissimum suis blanditiis enervavit.* Zum Topos der hier angesprochenen Minnesklaven und Frauensklaven Schnell, *Causa amoris* (1985), S. 475-505. Vgl. überdies Dionysius Cartusianus (15. Jh.), *De laudabili vita conjugatorum* (Opera omnia, Bd. 38, 1909, S. 59-117), art. 10 (S. 69 B): die Frau verweichliche den Mann durch weibliche Liebkosungen, Schmeicheleien und körperliche Berührungen; Augustin, *Soliloquia*, I 10,17 (PL 32,878): Kein anderes Verhalten ziehe den männlichen Geist so sehr von seiner Höhe herab, wie die Liebkosungen einer Frau und die Vereinigung der Körper, ohne die man keine Frau haben könne. Zum Machtverlust des Mannes durch erotische Liebkosungen der Frau vgl. auch Schnell, *Macht im Dunkeln* (2004); Sharon A. Farmer, *Softening the hearts of men* (1987); Eva Schlotheuber, "Nullum regimen difficilius et periculosius est regimine feminarum" (2001) (S. 67ff. zur Gefahr für den Beichtvater, dass, indem er sich auf die Nähe der Nonnen einlasse, von diesen heruntergezogen und erweicht werde; der Mann werde dadurch zur Frau).

²¹² Vgl. u.a. Bourdieu, *Die männliche Herrschaft* (2012).

²¹³ Vgl. auch Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 222f. (Krise sei Teil der Konstitution von Männlichkeit).

eine Art von *effeminatio* begriffen.²¹⁴ Aus dieser gesellschaftlichen Konstruktion einer durch Liebe bedrohten Männlichkeit müsste folgen, dass 'der' Mann Liebe anders erlebt als Frauen, und zwar in der Vormoderne wie in der Moderne. Ob wir das anhand von Texten beweisen können, ist eine andere Frage.

Wenn vor allem dem Mann Liebe zum Verhängnis wird bzw. insbesondere ihm als Bedrohung seiner Männlichkeit ausgelegt wird, darf im Umkehrschluss gefolgert werden, dass Liebesleidenschaft von Frauen deren Geschlechtsidentität - aus gesellschaftlicher Sicht - weniger stark tangiert. Frauen und Liebe bildeten ein unkompliziertes Paar, in Mittelalter wie Früher Neuzeit. Liebe der Männer hingegen machte sie angeblich weiblich. Damit wird die Aussage, wonach Emotionsdispositive wie Liebe und Mitleid *nach der Romantik* weiblich (bzw. religiös) konnotiert worden seien, nicht mehr ohne Weiteres Gültigkeit beanspruchen dürfen.²¹⁵ Die Neuzeitforschung könnte hinsichtlich ihrer historischen Relationierung von Gender und Emotion von der Mediävistik profitieren.²¹⁶

12. Resümee

Das Streben nach Geschlechterdifferenzierung durchzieht die abendländische Geschlechtergeschichte. Offensichtlich kommen die 'westlichen' Gesellschaften der Moderne wie der Vormoderne nicht ohne Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit aus. Frappierend ist der Befund, dass trotz der Vielfalt, ja Konkurrerung von Männlichkeitsentwürfen (schon in der Vormoderne) und trotz des Übergangs von einer stratifikatorischen zu einer funktional differenzierten Gesellschaft bis heute an einer Art archetypischer Kontrastierung von 'harter' (rationaler) Männlichkeit und 'weicher' (emotionaler) Weiblichkeit festgehalten wird. Die in der sozialen Realität wie in literarischen Diskursen immer wieder beobachtbare Annäherung von Weiblichkeit und Männlichkeit (in der Vormoderne wie in der Moderne) konnte und kann bestimmte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit nicht zum Verschwinden bringen.²¹⁷ Der in der Moderne sich vollziehende Wandel im Alltag der Geschlechter bedarf offensichtlich der *kompensatorischen Konstanz* einer Kontrastierung von Männlichkeit und Weiblichkeit. Das in der *Manosphere*-Debatte erkennbare Bestreben, gegenüber einer Feminisierung des Männlichen einen angeblich früheren Zustand herzustellen - markante, starke, dominante Männlichkeit -, muss zur Kenntnis nehmen, dass die Geschichte der Geschlechterkonstruktionen von einem Widerstreit zwischen dem Wunsch nach klaren Abgrenzungen der zwei Geschlechter einerseits und der Integrierung von als weiblich geltenden Verhaltensnormen in Männlichkeitsideale andererseits geprägt ist. Eine unbezweifelte, von allem Weiblichem unbeeinflusste, 'reine' Männlichkeit als gesellschaftliches Leitbild hat es immer gegeben. Doch zugleich haben wir es immer wieder mit Assimilationen von als weiblich oder männlich geltenden Geschlechterentwürfen zu tun. Letzteres begegnet ausschließlich in den Diskursen gebildeter Kreise und im Alltag elitärer Schichten (Hof, Künstler, Literaten, Salons u.a.). Auch die heutige *Manosphere*-Debatte wird bestritten vor allem von Angehörigen der akademischen Klasse. Freilich bieten die heutigen Social Media jedermann die Möglichkeit, sich an dieser Debatte zu beteiligen. Zugleich hat sich die ehemals als soziokulturelles Phänomen verstehbare Diskussion um die Feminisierung von Männlichkeit zu einer breit geführten politischen Debatte ausgeweitet.

Der Widerstreit von weithin verbreitetem Wunsch nach klarer Gegenüberstellung von männlicher und weiblicher Wesensart einerseits und der in der sozialen Realität erfolgten Verwischung von angeblich vorhandenen Geschlechtscharakteristiken hält eine weitere Erkenntnis bereit: Männlichkeit und Weiblichkeit sowie deren Emotionalitäten können nicht ausschließlich auf soziale Praktiken bezogen bzw. von dort hergeleitet werden. Es muss damit gerechnet werden, dass nicht nur emotionale Praktiken Auskunft geben über die Emotionen von Männern und Frauen, sondern dass darüber hinaus - und in Distanz dazu - traditionelle Geschlechterstereotypen 'in den Köpfen' der Geschlechter existieren und deren emotionale Wahrnehmungen und z.T. auch die Erfahrungen mit steuern. Wir haben es mit psychischen Strukturen eines Denkens in den Kategorien von 'Männlichkeit' und 'Weiblichkeit' zu tun,²¹⁸ die innerhalb der Geschichte der Männlichkeit ein - von sozialen

²¹⁴ Dawson, *Lovesickness and gender* (2008), S. 150. Zur mittelalterlichen Diskussion über die unterschiedliche hierarchische Struktur von Liebesbeziehung und Eheverhältnis s.o. Anm. 35 und 149.

²¹⁵ Borutta/Verheyen, *Vulkanier und Choleriker?* (2010), S. 12.

²¹⁶ So muss etwa die Aussage von Landweer, *Fühlen Männer anders?* (1997), S. 271, "die Haltung der Schamhaftigkeit als Insignium für Weiblichkeit" sei "ein historisch relativ neues Produkt", wegen anderslautender mittelalterlicher Zeugnisse revidiert werden; dazu Schnell, *Sexualität und Emotionalität* (2002), S. 305-318.

²¹⁷ Agnes Neumayr, *Eine Kritik der Gefühle. Neue Sinndeutungen ausgehend von Susanne K. Langer und Hannah Arendt*, in: Neumayr (Hg.), *Kritik der Gefühle* (2007), S. 146-167, meint, im neoliberalen politischen System Österreichs der 1990/2000er Jahre sei immer noch die alte Opposition von Frau/Gefühl und Mann/Vernunft wirksam. Johanna Bundschuh-van Duikeren, *Geschlecht und Postmoderne*, Göttingen 2014, zeigt, dass sogar in niederländischen postmodernen Romanen "eine binär-oppositionelle und essentialistisch verstandene Geschlechtlichkeit" (Werbetext) als Ordnungsprinzip funktioniert.

²¹⁸ Vgl. Erhart, *Das zweite Geschlecht* (2005), S. 166-169, 175-179, 232 u.ö., zur "psychischen Konstitution" von Männlichkeit, die noch zu wenig erforscht sei. Erhart, S. 175, zur Männlichkeitsforschung über Angst als "permanente innere Disposition von Männlichkeit" in Mittelalter und Früher Neuzeit. Ich würde den Zeitraum entgrenzen.

Strukturen losgelöstes - Eigenleben führen und auch von veränderten "emotional practices" nicht eingeholt werden können.²¹⁹

Die vorausgegangene historische Dokumentation lässt kaum den Schluss zu, im 18. Jahrhundert seien die Geschlechtscharakteristiken erfunden worden. Man kann allenfalls von einer Reduktion der Vielfalt an Geschlechterentwürfen sprechen. Begünstigt und gefördert wurde diese Verfestigung der Geschlechterbilder dadurch, dass im 18./19. Jh. der medizinisch-anatomische Diskurs die Meinungsführerschaft übernahm, die die bereits bestehende Rückkoppelung von Geschlechtskörper und Geschlechterrolle verstärkte. Doch wissen wir heute auch, dass die These von einer erst im 18. Jahrhundert einsetzenden Polarisierung der Geschlechter dem historischen Befund nicht gerecht wird, weil sie zahlreiche entgegenstehende Befunde ausklammert. Vor allem Studien zur Männlichkeit haben ein wesentlich differenzierteres Bild von den Geschlechterrelationierungen im 18./19. Jahrhundert gezeichnet. Damit ergibt sich die Möglichkeit, Vormoderne und das 18./19. zusammenzusehen.

Für eine solche Zusammensicht spricht vor allem die Erkenntnis, dass in der Geschlechtergeschichte immer wieder Phasen besonders ausgeprägter Diskussionen um eine Feminisierung des Männlichen auftreten und teils als *feminization* gepriesen, teils als *effeminatio* getadelt wurde. Diese Diskussionen begegnen vor allem in soziokulturellen Umbrüchen: Im 11. bis 13. Jahrhundert adaptieren literarisch gebildete Männer in Gestik, Kleidung und Kommunikation ein als weiblich geltendes Auftreten; im 14./15. und im 17./18. Jahrhundert gilt es unter literarisch gebildeten Männern als Distinktionsmerkmal, im Umgang mit Frauen eben kein als 'männlich' konnotiertes Verhalten an den Tag zu legen, sondern sich einem als weiblich bewerteten Auftreten anzunähern, ja im Umgang mit Frauen das Weibliche zum Maßstab des eigenen Sprechens und Fühlens zu machen. Jedes Mal sehen sich diese Formen der Feminisierung einer harschen Kritik von Seiten der Kräfte und Institutionen ausgesetzt, die für eine strikte Geschlechterdifferenz und dabei für eine Superiorität des Männlichen einstehen. Ein durchgehender Zug der Geschlechtergeschichte scheint darin zu bestehen, dass in Zeiten sozialer Umbrüche die einen Männer Angst um ihre (angemaßte bzw. unterstellte) Macht und Identität haben, zugleich aber andere Männer immer wieder sich Anteile von Weiblichkeit aneignen, wenn dies ihrem gesellschaftlichen Ansehen förderlich ist.²²⁰

Abgekürzt zitierte Forschungsliteratur

(Hier sind nur diejenigen Arbeiten aufgeführt, die vorne im Text in Kurzform erfasst wurden.)

Aspegren, Kerstin: *The male woman. A feminine ideal in the early church*, Stockholm 1990.

Balbus, Isaac D.: *Masculinity and the (M)Other. Toward a synthesis of feminist mothering theory and psychoanalytic theories of narcissism*, in: Judith Kegan Gardiner/ Judith Halberstam (Hgg.), *Masculinity studies and feminist theory. New directions*, New York 2002, S. 210-234.

Benthien, Claudia: *Das Maskerade-Konzept in der psychoanalytischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung*, in: Benthien/ Inge Stephan (Hgg.), *Männlichkeit und Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln u.a. 2003, S. 36-59.

Bereswill, Mechthild u.a.: *Männlichkeit als Gegenstand der Geschlechterforschung*, in: Bereswill u.a. (Hgg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*, Münster 2007, S. 7-21.

Berger, Maurice (Hg.): *Constructing masculinity*, New York u.a. 1995.

Blanc, Odile: *Weibliche Kleidung und männliche Kleidung im späten Mittelalter: metis 2,1* (1995) 22-31.

Bock, Gisela: *Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2000.

Bock, Gisela: *Geschlechtergeschichten der Neuzeit. Ideen, Politik, Praxis*, Göttingen 2014.

Borutta, Manuel/ Verheyen, Nina: *Vulkanier und Choleriker? Männlichkeit und Emotion in der deutschen Geschichte 1800-2000*, in: Borutta/Verheyen (Hg.), *Die Präsenz der Gefühle* (2010), S. 11-39.

Borutta, Manuel/ Verheyen, Nina (Hg.): *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*, Bielefeld 2010.

Bosse, Hans/ King, Vera (Hg.): *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*, Frankfurt/New York 2000.

Bourdieu, Pierre: *Die männliche Herrschaft*, in: *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*, hg. Irene Dölling/ Irene Kraus, Frankfurt a.M. 1997, S. 153-217.

Bourdieu, Pierre: *Die männliche Herrschaft. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder* (stw 2031), Frankfurt a.M. 2012.

Bourdieu, Pierre: *Die männliche Herrschaft. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder* (stw 2031), Frankfurt a.M. 2012, S. 186-192 ('Postskriptum über die Herrschaft und die Liebe').

²¹⁹ Scheer, Are emotions a kind of practice? (2012), hat sich zu geschlechterspezifischen Praktiken nicht geäußert.

²²⁰ Wo die abendländischen Geschlechterdiskurse auf Seiten der Frauen eine ähnliche Diskussion anzetteln - Protest gegen eine mögliche Maskulinisierung des Weiblichen -, geht es meist um die Hierarchie in Ehebeziehungen. Zum Topos der *femina virilis* s. o. Anmerkung 117.

Brandstätter, Veronika, u.a.: Emotionen: Kulturelle und geschlechtsspezifische Unterschiede, in: Brandstätter u.a. (Hg.), *Motivation und Emotion*, Berlin/Hamburg 2013, S. 205-218.

Breitenberg, Mark: *Anxious masculinity in early modern England*, Cambridge 1996.

Cadden, Joan: *Meanings of sex difference in the middle ages. Medicine, science and culture*, Cambridge 1993.

Cancian, Francesca M.: *The feminization of love: Signs* 11 (1986) 692-709.

Casagrande, Carla/ Vecchio, Silvana (Hg.): *Piacere e dolore. Materiali per una storia delle passioni nel medioevo*, Firenze 2007.

Clark, David: *Between medieval men. Male friendship and desire in early medieval English literature*, Oxford 2009.

Connell, Robert W.: *Die Wissenschaft von der Männlichkeit*, in: Bosse/ King (Hg.), *Männlichkeitsentwürfe* (2000), S. 17-28.

Connell, Robert W.: *Making gendered people. Bodies, identities, sexualities*, in: Myra Marx Ferree u.a. (Hgg.), *Revisioning gender*, Thousand Oaks u.a. 1999, S. 449-471.

Connell, Robert: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise der Männlichkeiten*, Opladen 1999;

Conway, M. Conway: *Behold the man. Jesus and Greco-Roman masculinity*, Oxford 2008.

Corrigan, John: *Business of the heart. Religion and emotion in the nineteenth century*, Berkeley u.a. 2002.

DA = Dissertation Abstracts.

Dawson, Lesel: *Lovesickness and gender in early modern English literature*, Oxford 2008.

Deploige, Jeroen: *Studying emotions. The medievalist as human scientist?*, in: Lecuppre-Desjardin/ Van Bruaene (Hg.), *Emotions in the heart of the city* (2005), S. 3-24.

Dinges, Martin (Hg.): *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*, Göttingen 1998.

Eckart, Christel: *Zur Einleitung: Die aufklärerische Dynamik der Gefühle*, in: Flick/Hornung (Hgg.), *Emotionen in Geschlechterverhältnissen* (2009), S. 9-20.

Erhart, Walter: *Das zweite Geschlecht: "Männlichkeit", interdisziplinär. Ein Forschungsbericht: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30,2 (2005) 156-232.

Farmer, Sharon A.: *Softening the hearts of men. Women, embodiment, and persuasion in the thirteenth century*, in: *Embodied love*, hg. Paola M. Cooley u.a., San Francisco 1987 (1988), S. 115-133.

Farmer, Sharon/ Braun Pasternack (Hgg.): *Gender and difference in the middle ages*, Minneapolis 2003.

Flick, Sabine/ Hornung, Annabelle (Hg.): *Emotionen in Geschlechterverhältnissen. Affektregulierung und Gefühlsinszenierung im historischen Wandel*, Bielefeld 2009.

Frevert, Ute: *Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?: Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009) 183-208.

Gilmore, David D.: *Manhood in the making. Cultural concepts of masculinity*, New Haven 1990.

Habermas, Rebekka: *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850)*, Göttingen 2000.

Hafner, Susanne: *Maskulinität in der höfischen Erzählliteratur*, Frankfurt a.M./Oxford 2004.

Harré, Rom/ Parrott, W. Gerrod (Hgg.): *The emotions. Social, cultural and biological dimensions*, London u.a. 1996.

Herr, H.R. Olivia: *Masculinity and Political Struggle in the Cities of the Crown of Castile at the End of the Middle Ages*, in: *The Palgrave Handbook of Masculinity and Political Culture in Europe*, hg. Christoph Fletcher u.a., London 2018, S. 161-176.

Hirschauer, Stefan: *Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem*, in: Christiane Eifert u.a. (Hg.), *Was sind Frauen, was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*, Frankfurt a.M. 1996, S. 240-256.

Hitzer, Bettina: *Emotionsgeschichte - ein Anfang mit Folgen*, in: *H-Soz-u-Kult*, 23.11.2011, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-01>> (Zugriff am 02.12.2012).

Illouz, Eva: *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe* (suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1997), Frankfurt a.M. 2011 (amerikan. Original *Saving the modern soul*, Berkeley 2008).

Jaeger, C. Stephen: *The origins of courtliness. Civilizing trends and the formation of courtly ideals 939 - 1210*, Philadelphia 1985.

Karant-Nunn, Susan/ Scott, H. Hendrix (Hg.), *Masculinity in the Reformation era*, Kirksville 2008.

Karras, Ruth Mazo: *From boys to men. Formations of masculinity in late medieval Europe*, Philadelphia 2003.

Kasten, Ingrid, u.a. (Hg.): *Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit (Querelles 7)*, Stuttgart/Weimar 2002.

Kestner, Joseph A.: *Masculinities in Victorian painting*, Aldershot 1995.

Kiening, Christian: *Schwierige Modernität. Der 'Ackermann' des Johannes von Tepl und die Ambiguität historischen Wandels*, Tübingen 1998.

Klinger, Judith/ Thiemann, Susanne (Hgg.), *Geschlechtervariationen. Gender-Konzepte im Übergang zur Neuzeit*, Potsdam 2006.

Klinger, Judith: *Exzesse des Begehrens. Amor hereos und die Ausbildung männlicher Identitäten*, in: Heinz-Dieter Heimann u.a. (Hgg.), *Weltbilder des mittelalterlichen Menschen*, Berlin 2007, S. 111-134,

Koppetsch, Cornelia/Günter Burkart, Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvvergleich, Konstanz 1999.

Kuefler, Mathew S.: Male friendship and the suspicion of sodomy in twelfth-century France, in: Farmer/ Braun Pasternack (Hgg.), Gender and difference in the middle ages (2003), Minneapolis/London 2003, S. 145-181.

Kühne, Thomas (Hg.): Männergeschichte - Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne (Geschichte und Geschlechter 14), Frankfurt/New York 1996.

Landweer, Hilge: Fühlen Männer anders? Überlegungen zur Konstruktion von Geschlecht durch Gefühle, in: Silvia Stoller/ Helmuth Vetter (Hgg.), Phänomenologie und Geschlechterdifferenz, Wien 1997, S. 249-273.

Landweer, Hilge: Sozialität und Echtheit der Gefühle. Geschlechtertheoretische Perspektiven, in: Neumayr (Hg.), Kritik der Gefühle (2007), S. 63-91.

Landweer, Hilge, u.a.: Einleitung. Gefühle: Feministische Studien 26,1 (2008) 3-6.

Laqueur, Thomas: Making sex. Body and gender from the Greeks to Freud, Cambridge (Mass.) 1990 (dt.: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, München 1996).

Lecuppre-Desjardin, Elodie/ Van Bruaene, Anne-Laure (Hgg.): Emotions in the heart of the city (14th - 16th century), Turnhout 2005.

L'Estrange, Elizabeth/Alison More (Hgg.): Representing medieval genders and sexualities in Europe. Construction, transformation, and subversion, 600-1530, Farnham 2011.

Lewis, Michael/ Haviland-Jones, Jeannette M./ Feldman Barrett, Lisa (Hgg.): Handbook of emotions, New York/London 2008.

Lipton, Emma: Affections of the mind. The politics of sacramental marriage in late medieval English literature, Notre Dame 2007.

Losert, Kerstin: Überschreitung der Geschlechtergrenzen? Zum Motiv der Frau in Männerkleidern im *Dolopathos* des Johannes de Alta Silva und anderen literarischen Texten des Mittelalters, Bern u.a. 2008.

Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a.M. 1982 (5. 1999).

Lutz, Catherine A.: Engendered emotion: Gender, power, and the rhetoric of emotional control in American discourse, in: Lutz/ Lila Abu-Lughod (Hgg.), Language and the politics of emotion, Cambridge 1990; wiederabgedruckt in: Harré/Parrott (Hgg.), The emotions (1996), S. 151-170.

Lutz, Catherine: Emotions and feminist theories: Querelles 7 (2002) 104-121.

Martschukat, Jürgen/ Stieglitz, Olaf: Geschichte der Männlichkeiten, Frankfurt/New York 2008.

Moshövel, Andrea: wîplich man. Formen und Funktionen von 'Effemination' in deutschsprachigen Erzähltexten des 13. Jahrhunderts, Göttingen 2009.

Müller-Oberhäuser, Gabriele: Gender, Emotionen und Modelle der Verhaltensregulierung in den mittenglischen *Courtesy Books*, in: Kasten u.a. (Hg.), Kulturen der Gefühle (2002), S. 27-51.

Nagy, Piroška: L'historien médiévisite et les mots de l'émotion (Vortrag am 27. Februar 2009 im Pariser DHI [Deutsches Historisches Institut]); <<http://emma.hypotheses.org/370>> (14 mars 2009) [Zugriff am 19.02.2013].

Nagy, Piroška/ Boquet, Damien (Hgg.): Le sujet des émotions au moyen âge, Paris 2009.

Neumayr, Agnes (Hg.): Kritik der Gefühle. Feministische Positionen, Wien 2007.

Newmark, Catherine: Weibliches Leiden - männliche Leidenschaften. Zum Geschlecht in älteren Affektenlehren: Feministische Studien 26,1 (2008) 7-18.

Newmark, Catherine: Vernünftige Gefühle? Männliche Rationalität und Emotionalität von der frühneuzeitlichen Moralphilosophie bis zum bürgerlichen Zeitalter, in: Borutta/Verheyen (Hgg.), Die Präsenz der Gefühle (2010), S. 41-55.

Niemeier, Susanne/ Dirven, René (Hgg.): The language of emotions. Conceptualization, expression, and theoretical foundation, Amsterdam/Philadelphia 1997.

Olsen, Glenn W.: Of sodomites, effeminates, hermaphrodites, and androgynes. Sodomy in the age of Peter Damian, Toronto 2011.

Opitz, Claudia u.a. (Hgg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster u.a. 2000.

Opitz-Belakhal, Claudia: Geschlechtergeschichte, Frankfurt/New York 2010.

P./C. = Alfred Pillet, Bibliographie der Troubadours, ergänzt, weitergeführt u. hg. von Henry Carstens, Halle a.S. 1933 (Nachdruck New York 1968).

Perfetti, Lisa (Hg.): The representation of women's emotions in medieval and early modern culture, Gainesville u.a. 2005.

Peters, Ursula: *Gender trouble* in der mittelalterlichen Literatur? Mediävistische Genderforschung und Crossdressing-Geschichten, in: Ingrid Bennewitz/Helmut Tervooren (Hgg.), Manlichiu wîp, wîplich man. Zur Konstruktion der Kategorien 'Körper' und 'Geschlecht' in der deutschen Literatur des Mittelalters, Berlin 1999, S. 264-304.

PL = Patrologiae cursus completus, Series Latina, hg. von Migne.

Prevenier, Walter: Methodological and historiographical footnotes on emotions in the middle ages and the early modern period, in: Lecuppre-Desjardin/Van Bruaene (Hgg.), Emotions in the heart of the city (2005), S. 273-293.

Przyrembel, Alexandra: Sehnsucht nach Gefühlen: Zur Konjunktur der Emotionen in der Geschichtswissenschaft: *L'Homme* 16,2 (2005) 116-124.

Reddy, William M.: *The navigation of feeling. A framework for the history of emotions*, Cambridge 2001.

Reddy, William M.: *The making of romantic love. Longing and sexuality in Europe, South Asia, and Japan, 900-1200 CE*, Chicago/ London 2012.

Röttger-Rössler, Birgitt: Emotion und Kultur: Einige Grundfragen: *Zeitschrift für Ethnologie* 127 (2002) 147-162.

Rosenhaft, Eve: Zwei Geschlechter - eine Geschichte? Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte und ihre Folgen für unsere Geschichtswahrnehmung, in: Christiane Eifert u.a. (Hg.), *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*, Frankfurt a.M. 1996, S. 257-274.

Rosenwein, Barbara H.: Gender als Analysekategorie in der Emotionsforschung: *Feministische Studien* 26,1 (2008) 92-16.

Schabert, Ina: *Englische Literaturgeschichte. Eine neue Darstellung aus der Sicht der Geschlechterforschung*, Stuttgart 1997.

Scheer, Monique: Are emotions a kind of practice (and is that what makes them have a history)? A Bourdieuan approach to understanding emotion: *History and Theory* 51,2 (2012) 193-220.

Schiewer, Hans-Jochen u.a. (Hgg.): *Schmerz in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, Göttingen 2010.

Schlotheuber, Eva: "Nullum regimen difficilium et periculosius est regime feminarum", in: Bernd Hamm/Thomas Lentz (Hgg.), *Spätmittelalterliche Frömmigkeit zwischen Ideal und Praxis*, Tübingen 2001, S. 45-86.

Schmale, Wolfgang: *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000)*, Wien u.a. 2003.

Schnell, Rüdiger: Andreas Capellanus. Zur Rezeption des römischen und kanonischen Rechts in *De amore* (Münstersche Mittelalter-Schriften 46), München 1982.

Schnell, Rüdiger: *Causa amoris. Liebeskonzeption und Liebesdarstellung in der mittelalterlichen Literatur*, Bern/ München 1985.

Schnell, Rüdiger: Geschlechtergeschichte, Diskursgeschichte, Literaturgeschichte. Eine Studie zu konkurrierenden Männerbildern in Mittelalter und Früher Neuzeit: *Frühmittelalterliche Studien* 32 (1998) 307-364.

Schnell, Rüdiger: Frauendiskurs, Männerdiskurs, Ehediskurs. Textsorten und Geschlechterkonzepte in Mittelalter und Früher Neuzeit (Geschichte und Geschlechter 23), Frankfurt/New York 1998.

Schnell, Rüdiger: Frauenlied, Manneslied und Wechsel im deutschen Minnesang. Überlegungen zu 'Gender' und Gattung: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 128 (1999) 127-184.

Schnell, Rüdiger: Historische Emotionsforschung. Eine mediävistische Standortbestimmung: *Frühmittelalterliche Studien* 38 (2004) [2005 erschienen] 173-276.

Schnell, Rüdiger: Macht im Dunkeln. Welchen Einfluß hatten Ehefrauen auf ihre Männer? Geschlechterkonstrukte in Mittelalter und Früher Neuzeit, in: Schnell (Hg.), *Zivilisationsprozesse* (2004), S. 309-329.

Schnell, Rüdiger: Die höfische Kultur des Mittelalters zwischen Ekel und Ästhetik: *Frühmittelalterliche Studien* 39 (2005) [2006] 1-100.

Schnell, Rüdiger (Hg.): *Konversationskultur in der Vormoderne. Geschlechter im geselligen Gespräch*, Köln u.a. 2008.

Schnell, Rüdiger: Konversation im Mittelalter. Bausteine zu einer Geschichte der Konversationskultur, in: Schnell (Hg.), *Konversationskultur in der Vormoderne* (2008), S. 121-218.

Schnell, Rüdiger: Männer unter sich - Männer und Frauen im Gespräch. Geschlechterspezifische Aspekte der Konversation, in: Schnell (Hg.), *Konversationskultur in der Vormoderne* (2008), S. 387-440.

Schnell, Rüdiger: Gender und Rhetorik in Mittelalter und Früher Neuzeit. Zur Kommunikation der Geschlechter: *Rhetorik Jahrbuch* 29 (2010) 1-18.

Schnell, Rüdiger: *Gender und Gesellschaft. Hartmanns 'Erec' im Kontext zeitgenössischer Diskurse*: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 140,3 (2011) 306-334.

Schnell, Rüdiger: *Curialitas und dissimulatio im Mittelalter. Zur Interdependenz von Hofkritik und Hofideal*: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 41 (2011), Heft 161, S. 77-138.

Schnell, Rüdiger: *Courtly love und queer theory: Ein Fallbeispiel zur Foucault- und Laqueur-Rezeption*: *Germanisch-Romanische Monatsschrift N.F.* 62,3 (2012) 267-288.

Schnell, Rüdiger: Liebesdiskurse im Mittelalter, in: *Amor docet musicam. Musik und Liebe in der Frühen Neuzeit*, hg. Dietrich Helms/Sabine Meine, Hildesheim u.a. 2012, S. 41-69.

Schnell, Rüdiger: Der *queer turn* in der Mediävistik. Ein kritisches Resümee: *Archiv für Kulturgeschichte* 95 (2013) 31-68.

Schnell, Rüdiger: *Haben Gefühle eine Geschichte? Aporien einer History of emotions*, Göttingen 2015.

Schnell, Rüdiger: Affekte - Raum - Gender. Aspekte der historischen Emotionsforschung, in: Kai Bremer u.a. (Hgg.), *Spielräume des Affektiven. Konzeptionelle und exemplarische Studien zur frühneuzeitlichen Affektkultur*, Berlin 2023, S. 33-91.

Shields, Stephanie A.: *Speaking from the heart. Gender and the social meaning of emotion*, Cambridge 2002.

Shields, Stephanie A. u.a.: *Gender and emotion*, in: Jan E. Stets/ Jonathan H. Turner (Hgg.), *Handbook of the sociology of emotions*, New York 2007, S. 63-83.

Sieber, Andrea: Paradoxe Geschlechterkonstruktionen bei Ulrich von Liechtenstein, in: Sandra Linden/ Christopher Young (Hgg.), *Ulrich von Liechtenstein. Leben - Zeit - Werk - Forschung*, Berlin/New York 2010, S. 261-304.

Stähnisch, Frank: Über die neuronale Natur des Weiblichen - Szientismus und Geschlechterdifferenz in der anatomischen Hirnforschung (1760-1850), in: Stähnisch/ Florian Steger (Hgg.): *Medizin, Geschichte und Geschlecht. Körperhistorische Rekonstruktionen von Identitäten und Differenzen*, Wiesbaden/Stuttgart 2005, S. 197-224.

Stalfort, Jutta: *Die Erfindung der Gefühle. Eine Studie über den historischen Wandel menschlicher Emotionalität (1750-1850)*, Bielefeld 2013.

Stearns, Peter N.: *Anxious parents. A history of modern childrearing in America*, New York 2003.

Stearns, Peter N./ Knapp, Mark: Historical perspectives on grief, in: Harré/ Parrott (Hg.), *The emotions* (1996), S. 132-150.

Stephan, Inge: Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des 'ersten Geschlechts' durch *men's studies* und Männlichkeitsforschung, in: Claudia Benthien/Inge Stephan (Hgg.), *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Köln u.a. 2003, S. 11-35.

Tholen, Toni/Jennifer Clare (Hgg.): *Literarische Männlichkeiten und Emotionen*, Heidelberg 2013.

Tolmie, Jane/ Toswell, M.J. (Hgg.): *Laments for the lost in medieval literature*, Turnhout 2010.

Trepp, Anne-Charlott: *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770-1840*, Göttingen 1996.

Trepp, Anne-Charlott: Gefühl oder kulturelle Konstruktion? Überlegungen zur Geschichte der Emotionen, in: Kasten u.a. (Hgg.), *Kulturen der Gefühle* (2002), S. 86-103.

Turgeman Goldsmith, Orly/ Weller, Leonard: "Talking emotions". Gender differences in a variety of conversational contexts: *Symbolic Interaction* 23,2 (2000) 117-134.

Winst, Silke: 'Weibischer' Liebeskranker und siegreicher Ritter. Zur Männlichkeitskonzeption in Jörg Wickrams *Ritter Galmy* in: Judith Klinger/Susanne Thiemann (Hgg.), *Geschlechtervariationen. Gender-Konzepte im Übergang zur Neuzeit*, Potsdam 2006, S. 195-213.

Wirth, Jean: *L'image du corps au moyen âge* (Micrologus Library 56), Firenze 2013.

Tübingen/Basel, im Juli 2026.